

Schmitt, M. & Gehle, H.

Interpersonale Verantwortlichkeit erwachsener Töchter ihren Müttern gegenüber: Verantwortlichkeitsnormen, Hilfeleistungen und ihre Korrelate - ein Überblick über die Literatur.

P.I.V. - Bericht Nr. 10

INHALT

	Seite
1. Vorbemerkungen	1
2. Überblick über wichtige Informationsquellen	3
2.1 Die wichtigsten Untersuchungen	4
2.2 Die wichtigsten Übersichtsartikel	8
2.3 Erhebungsverfahren und -instrumente	8
2.4 Tabellenübersicht	10
3. Wohnsituation als Determinante von Kontakt und Hilfsmöglichkeiten	11
3.1 Erwartungen, Wünsche, Motive	11
3.2 Tatsächliche Wohnverhältnisse	14
3.3 Korrelate gewünschter und tatsächlicher Wohnsituation	17
4. Besuche und Kontakte	24
4.1 Erwartungen, Wünsche, Motive	24
4.2 Tatsächliche Besuchsgewohnheiten und Kontakte	26
4.3 Korrelate gewünschter und tatsächlicher Besuche und Kontakte	28
5. Hilfeleistungen	33
5.1 Unspezifizierte Hilfeleistungen	33
5.1.1 Erwartungen, Wünsche	33
5.1.2 Tatsächliche Hilfeleistungen	36
5.1.3 Korrelate erwarteter und geleisteter Hilfe	38
5.2 Spezifische Hilfeleistungen: Finanzielle Unterstützung	44
5.2.1 Erwartungen, Wünsche	44
5.2.2 Tatsächliche finanzielle Unterstützung	45
5.2.3 Korrelate erwarteter und geleisteter finanzieller Unterstützung	46
5.3 Spezifische Hilfeleistungen: Pflege im Krankheitsfall	48
5.3.1 Erwartungen, Wünsche	48
5.3.2 Tatsächliche Pflegeleistungen	49
5.3.3 Korrelate erwarteter und tatsächlicher Pflegeleistungen	50
6. Bewertung und Schlussfolgerungen	52
Literatur	54
Anhang	

1. Vorbemerkungen

Die vorliegende Arbeit ist im Forschungsprojekt "Entwicklung interpersonaler Verantwortlichkeit und interpersonaler Schuld" entstanden (MONTADA 1981). Ziel des Projektes ist die Konstruktion und empirische Prüfung eines Strukturmodells zur Beschreibung interpersonal verantwortlichen Handelns sowie seiner Korrelate. Stellvertretend soll die Handlungsanalyse in dem Bereich "Verantwortlichkeit erwachsener Töchter ihren Müttern gegenüber", dem die vorliegende Arbeit zuzuordnen ist, erfolgen. Kennzeichnend für die Handlungsanalyse ist der hohe Differenzierungsgrad des ihr zugrundeliegenden Strukturmodells, das eine Vielzahl personaler und situativer Variablen, die potentiell einen Einfluß auf den Prozeß der Verantwortlichkeitsübernahme und des Hilfehandelns haben, umfaßt (vgl. DALBERT 1982).

Uns erscheint dieser Differenzierungsgrad nötig, da familiensoziologische Arbeiten zwar eine Fülle von Befunden zum Thema intrafamiliärer Hilfeleistungen berichten, und sich häufig auch vor dem Hintergrund soziologischer (seltener psychologischer) Theorien (z.B. Rollentheorie) bemühen, die beobachteten Phänomene zu verstehen, jedoch zur Erklärung der Dynamik der Verantwortlichkeitsübernahme und des Hilfehandelns nur beschränkt brauchbar sind.

Die Ergebnisse familiensoziologischer Forschung über intrafamiliäre Hilfeleistungen sind aber für unser Forschungsprojekt in zweifacher Hinsicht von Bedeutung: (a) Einerseits zeigen die beschriebenen Sachverhalte auf, was ein handlungsanalytischer Ansatz erklären können muss. So haben beispielsweise Informationen über die Häufigkeitsverteilung von Hilfeleistungen zwischen den Generationen (z.B. SEELBACH 1976) unseren Untersuchungsgegenstand mitbestimmt: Die Analyse der Verantwortlichkeitsübernahme wird in unserer Untersuchung beispielhaft an 34 Bedürfnissen bzw. Wünschen von Müttern an ihre erwachsenen Töchter versucht (vgl. SCHMITT, DALBERT & MONTADA 1982). (b) Andererseits berichten

viele familiensoziologische Arbeiten Zusammenhänge zwischen Hilfeleistungen und anderen Variablen, z.B. demographischen Merkmalen (Alter, Geschlecht, sozioökonomischer Status, ethnische Gruppenzugehörigkeit, Berufszugehörigkeit usw.), wovon einige entweder unseren Kovariaten der Handlungsstrukturvariablen entsprechen (vgl. SCHMITT et al. 1982) oder aber für die psychologische Handlungsanalyse unmittelbar von Bedeutung sind (z.B. Kosten der Hilfeleistung; Fähigkeiten und Möglichkeiten zur Hilfeleistung; Umstände, die Verantwortlichkeitsabwehr erleichtern). Solche Variablen werden hier generell als "Kovariate" behandelt.

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis einer systematischen Literaturrecherche. Die Informationssuche basierte auf folgender Systematik, die den Charakter einer dreidimensionalen Matrix mit mehreren Stufen pro Dimension hat:

1. Art der Hilfeleistung
 - 1.1 qualitative Merkmale
(= Art der Hilfeleistung, z.B. finanziell)
 - 1.2 quantitative Merkmale
(z.B. Menge, Ausmaß, Häufigkeit der Hilfeleistung)
 - 1.3 konditionale Merkmale
(z.B. finanzielle Hilfe unter bestimmten Rückzahlungskonditionen;
Hilfe unter Gegenleistungsbedingungen)
2. Variablentyp
 - 2.1 Kriteriumsvariablen
 - 2.1.1 Erwartungen der Mutter (oder allgemein: Hilfeempfänger)
 - 2.1.2 Verpflichtungserleben der Tochter (oder allgemein: Helfer)
 - 2.1.3 tatsächlich geleistete Hilfe
 - 2.1.4 Diskrepanzen zwischen 2.1.1 und 2.1.2 und ihre Folgen
 - 2.1.5 Diskrepanzen zwischen 2.1.1 und 2.1.3 und ihre Folgen
 - 2.1.6 Diskrepanzen zwischen 2.1.2 und 2.1.3 und ihre Folgen
 - 2.2 Prädiktoren und Kovariate der Kriterien (impliziert auch:

Stichprobenmerkmale)

3. Informationsklasse
- 3.1 Hypothesen über Variablencharakteristiken (Verteilung, Varianz, Kovarianz)
- 3.2 verwendete Erhebungsmethoden
- 3.3 Daten zu Variablencharakteristiken
- 3.4 Interpretation der Daten

Diese Systematik war natürlich idealtypisch insofern, als wir - realistischerweise - nicht zu allen Zellen Informationen erwarten konnten. Literatursuche und -analyse bestätigten dies. Deshalb weist die Gliederung der vorliegenden Arbeit einen weitaus geringeren Differenzierungsgrad als das Suchsystem auf.

Will man die hier zusammengetragenen Forschungsbefunde miteinander oder mit den zukünftigen Ergebnissen unseres Projektes vergleichen, ist Vorsicht geboten: Zum einen muß man den historischen Kontext der jeweiligen Untersuchungen berücksichtigen (ökonomischer und Wertewandel als Testzeiteffekte und auch Kohorteneffekte im Sinne des Entwicklungsmodells von SCHAIE 1965 sind zu erwarten) und zum anderen den kulturellen Kontext: Viele Untersuchungen wurden im Ausland durchgeführt. Deren Ergebnisse sind nicht ohne weiteres auf bundesrepublikanische Verhältnisse übertragbar (z.B. wegen unterschiedlicher Sozialgesetze). Schließlich sind viele der im folgenden berichteten empirischen Befunde nicht auf die Tochter-Mutter-Dyade beschränkt sondern beziehen sich meistens auf Hilfeleistungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern (in beiden Richtungen) oder umfassen sogar Personen außerhalb der Kernfamilie (Verwandte, Freunde, Nachbarn).

2. Überblick über wichtige Informationsquellen

Die Zahl der theoretischen und empirischen Arbeiten zum Thema Hilfeleistungen erwachsener Kinder ihren Eltern gegenüber ist zu groß, als

daß sie alle für die vorliegende Arbeit hätten berücksichtigt und ausgewertet werden können. Wir hoffen aber, daß die hier zusammengetragenen Informationen eine repräsentative Teilmenge der vorhandenen Daten darstellen.

Um dem wünschenswerten Ziel einer vollständigen Informationssammlung näher zu kommen, und um die vorhandenen Informationsmengen (auch für den Leser) möglichst schnell und ökonomisch erschließbar zu machen (etwa zu Vergleichszwecken), werden in den nächsten Abschnitten zunächst die von uns erschlossenen Quellen mitgeteilt. Wir eröffnen drei Erschließungswege: (a) über die bedeutendsten Untersuchungen, (b) über die wichtigsten Übersichtsarbeiten und (c) über die wichtigsten Tabellen, die in der Regel die zentralen Informationen in komprimierter Form enthalten. Unter Punkt 2.3 werden außerdem einige Anmerkungen zu den verwendeten Erhebungsinstrumenten gemacht.

2.1 Die wichtigsten Untersuchungen

Zu den Fragestellungen, die in der vorliegenden Arbeit behandelt werden, gibt es eine beachtliche Reihe empirischer Untersuchungen. Die folgenden verdienen besondere Erwähnung, weil ihnen primär der heutige Wissensstand über Familienbeziehungen und besonders intrafamiliäre Hilfsmuster zu verdanken ist. Die Untersuchungen sind chronologisch geordnet:

DINKEL (1944) führte unseres Wissens die erste große Untersuchung zu Einstellungen von Kindern zur Versorgung ihrer Eltern an 1006 College- und 318 High-School-Studenten durch. DINKEL interessierte sich primär für den Einfluß des Lebensalters, der Religionszugehörigkeit, der geographischen Region, des Bildungsstandes und des Geschlechtes auf die Einstellungsvariablen.

REISS (1962) untersuchte an 161 Bostoner Mittelschichtsfamilien deren Interaktions- und Besuchsgewohnheiten sowie ihre Einstellungen diesbezüglich. In der Untersuchung geht es besonders um die Abhängigkeit der Besuchsgewohnheiten vom Verwandtschaftsgrad.

In der Cornell Study of occupational Retirement wurden nahezu 2300 Probanden erstmalig kurz vor ihrer Pensionierung untersucht (vgl. STREIB 1965, STREIB & THOMPSON 19695). Unter anderem wurden Fragen zum Familienzusammenhalt, zu gegenseitigen Hilfeleistungen in der Familie, zu Besuchsgewohnheiten (besonders zwischen den Angehörigen der verschiedenen Generationen), zur Wohnsituation und zu den Normen/Erwartungen bzgl. dieser Variablen untersucht.

HAWKINSON (1965) untersuchte an einer Stichprobe von 73 Eltern über 65 deren Wünsche, Erwartungen und Gewohnheiten in bezug auf Interaktion (Besuche, Briefe schreiben) mit und Unterstützung (finanzielle, krankenflegerische, Entscheidungshilfen) durch ihre Kinder.

Eine der bekanntesten Untersuchungen über Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen stammt von ADAMS (z.B. 1968). Er untersuchte 1266 Probanden, die seit höchstens 20 Jahren verheiratet waren und deren Eltern beide noch lebten (und zwar zusammenlebten). Für uns von Interesse sind wieder die Teile der Untersuchung, in denen der Kontakt (Art, Häufigkeit, Werte) der Probanden zu ihren Eltern behandelt wird.

SHANAS hat eine Reihe von Arbeiten vorgelegt, die teilweise auf den Daten ihrer US-amerikanischen Stichprobe beruhen (z.B. 1961) aber auch Daten aus unterschiedlichen Ländern vergleichend betrachten (z.B. 1967, 1973, SHANAS et al. 1968, SHANAS & SUSSMAN 1977). In diesen Arbeiten geht es zum einen um die Familienbeziehungen alter Menschen (z.B. Kontakt zu und Unterstützung durch ihre erwachsenen Kinder) und zum anderen um das "Spannungsfeld" Familie-Gesellschaft (z.B.: erwachsene Kinder als Medium

zwischen ihren Eltern und sozialstaatlicher Bürokratie).

BELL (1969) untersuchte in seiner Dissertation "experiences and preferences reported by independent urban older people in the use of familial and formal sources of potential help with problems and stress encountered in later life" (p, 1) an 173 Männern und Frauen über 62 aus dem Erie County des Staates New York. Unserem Erkenntnisinteresse dienen besonders die Daten zur Wohnsituation, zum Hilfehandeln und zu Formen und Ausmaß des Kontaktes zwischen den Generationen.

HILL (1970) führte eine drei Generationen-Studie an 79 Familien durch, in denen sowohl die Großeltern noch lebten als auch die erwachsenen Kinder bereits verheiratet waren. Von den zahlreichen Fragestellungen der Untersuchung ist für uns der Bereich "interdependence among the generations" mit Befunden zur gegenseitigen Hilfe und zum Kontakt zwischen den Generationen von besonderem Interesse.

WAKE & SPORAKOWSKI (1972) haben eine generationsvergleichende Untersuchung der Einstellungen gegenüber der Versorgung alter Eltern durchgeführt, die z.T. eine Replikation und z.T. eine Erweiterung der frühen Arbeit von DINKEL (1944) darstellt. Die Autoren interessierten sich für den Einfluß der Generationszugehörigkeit, des Geschlechtes, der geographischen Region, der Position in der Geschwisterreihe, der Schichtzugehörigkeit und der Religionszugehörigkeit auf die Einstellung gegenüber der Versorgung alter Eltern durch ihre erwachsenen Kinder. Untersucht wurden 255 Studenten und 191 Eltern. Interessant ist deshalb, weil die Autoren teilweise die Items von DINKEL (1944) verwendeten, was ihnen einen unmittelbaren Vergleich ihrer Daten zu den fast 30 Jahre zuvor erhobenen Daten von DINKEL ermöglichte.

Die bedeutendsten Untersuchungen aus dem deutschen Sprachraum hat zweifellos ROSENMAYR durchgeführt oder angeregt (z.B. 1973, 1977; HÖRL & ROSENMAYR 1981). In diesen Untersuchungen, die teils Sekundäranalysen von Mikrozensusdaten darstellen und teils Originalerhebungen ad rem sind, geht es um die Familienbeziehungen alter Menschen (Wohnsituation, Kontakt, geleistete und erhaltene Hilfe etc.) und zwar nicht nur um die tatsächlichen Verhältnisse sondern auch um Einstellungen, Wünsche, Erwartungen.

PIOTROWSKI (1977) berichtet von seiner Untersuchung zu den Bedürfnissen alter Menschen in Polen, die an einer landesweiten, repräsentativen Stichprobe durchgeführt wurde und nach Aussagen des Autors mit der drei-Länder-Untersuchung von SHANAS et al. (1968) vergleichbar sein soll. Für uns von Interesse sind die Befunde, die zu intrafamiliären Kontakten, Hilfeleistungen und Wohnverhältnissen berichtet werden.

SEELBACH (1976, 1978) hat sich in einer Sekundäranalyse von Daten, die im Rahmen des sogenannten Aged Services Project (an der Pennsylvania State University) an 1022 Probanden über 65 aus einer Unterschicht-Wohngegend Philadelphias erhoben worden waren, dem Zusammenhang zwischen "filial responsibility expectations", der Erfüllung/Enttäuschung dieser Erwartungen, demographischen Variablen (Geschlecht, Alter, Familienstand, Einkommen), Gesundheitszustand und Moral (im Sinne von Lebenszufriedenheit) gewidmet.

Um Motive, Formen und Ausprägungen sowie Folgen der Versorgung alter Menschen durch ihre erwachsenen Kinder geht es auch in der jüngsten deutschen Untersuchung von KLUSMANN, BRUDER, LAUTER & LÜDERS (1981) über die "Beziehungen zwischen Patienten und ihren Familienangehörigen bei chronischen Erkrankungen des höheren Lebensalters". Wie der Titel des Projektes aber bereits andeutet, ist die Personstichprobe nicht repräsentativ, vielmehr wurden 140 Elternpersonen, die mit sie versorgenden Angehörigen zusammenlebten, und diese Angehörigen (meistens erwachsene

Töchter) untersucht. Alle Elternpersonen waren chronisch krank und ein überwiegender Teil hätte sich nicht selbst versorgen können.

Weitere Untersuchungen (fast ausschließlich US-amerikanische und nur bis ca. 1970) hat TROLL (1971) im Anhang ihres Überblicksartikels (decade review) zusammengestellt.

2.2 Die wichtigsten Übersichtsartikel

In mehreren Arbeiten wurde wie in der vorliegenden das Ziel verfolgt, einen Überblick über den Stand der Forschung zu Familienbeziehungen allgemein und besonders zu intrafamiliären Hilfeleistungen zu geben. Besonders erwähnenswert sind die folgenden Arbeiten (geordnet nach Erscheinungsjahr): SCHORR (1960), SMITH (1965), ADAMS (1970), KÖCKEIS (1970), TROLL (1971), (mit Einschränkungen (geringerer Vollständigkeitsanspruch, mehr Gewicht auf theoretischer Diskussion) SUSSMAN (1976) und TROLL, MILLER & ATCHLEY (1979)) und LEE (1980).

In weniger komprimierter Form und mit mehr thematischen Vorgaben sind viele Informationen zu Familienbeziehungen und intrafamiliären Hilfeleistungen auch in den beiden Sammelbänden von SHANAS & STREIB (1965) und SHANAS & SUSSMAN (1977) zusammengetragen.

2.3 Erhebungsverfahren und -instrumente

Die in dieser Arbeit wiedergegebenen Daten wurden größtenteils per Interview (vgl. etwa Interview Schedule bei BELL 1969, Appendix I; Interview Guide for Assessing Intergenerational Helping Patterns bei HILL 1970, p. 400-410), selten per Telefoninterview (z.B. SANDERS & SEELBACH 1981) oder Fragebogen (z.B. WAKE & SPORAKOWSKI 1972) erhoben, oder sie fußen auf Sekundäranalysen bereits vorhandener Datensätze (Melderegister, Mikrozensusdaten; z.B. ROSENMAYR 1973). Vielfach wird die interessierende

Variable mit nur einem Item oder einer Frage gemessen, wobei die Fragen fast immer unverdeckt gestellt werden. Es scheint, als seien in den meisten Fällen Augenscheingültigkeit, Plausibilität und Verständlichkeit die Kriterien der Fragenkonstruktion gewesen. Aufwendige Skalenkonstruktion auf der Grundlage statistischer Analysen (Verteilungs- und Zusammenhangsmaße) wie sie etwa in der Psychologie zur Erfassung von Einstellungen üblich sind, gibt es nicht, sieht man von wenigen Ausnahmen (Beispiel: die Skala "Einstellung zur Familienpflege" wurde von KLUSMANN et al. 1981 faktorenanalytisch konstruiert) ab. Nun mag dies in vielen Fällen auch nicht nötig sein, etwa wenn leicht objektivierbare Daten (wie die Wohnsituation) erhoben werden. Problematisch aber erscheint diese häufig anzutreffende "naive Messpraxis" in Fällen, in denen die Objektivität der Angaben nicht als gegeben vorausgesetzt werden kann (bei allen Ratingskalen z.B.), die Reliabilität der Daten nicht geprüft wird (was über Wiederholungsmessung, parallele Fragen oder interne Konsistenzprüfung machbar wäre) und die Validität der Angaben begründet angezweifelt werden kann (wenn etwa Fragen nach sozial erwünschtem Verhalten gestellt werden). Wie brisant gerade der letzte Punkt ist, machen KLUSMANN et al. (1981) deutlich: Auf die Frage nach finanziellen Motiven für die Versorgung der eigenen Eltern reagierten die meisten Probanden abwehrend oder sogar empört, obwohl solche Motive nicht nur naheliegen sondern auch bei verdeckter Interviewtechnik zu Tage treten.

Möglicherweise sind die teilweise widersprüchlichen Befunde, die in der vorliegenden Arbeit berichtet werden (etwa unter Punkt 5.2.1), Ausdruck mangelnder Datenqualität (Objektivität, Reliabilität, Validität). Das ist aber nur eine ungeprüfte Hypothese.

Einen Überblick über die verwendeten Erhebungsverfahren und -instrumente kann man sich in den Originalarbeiten, sofern sie die Instrumente wiedergeben (z.B. ADAMS 1968, BELL 1969, HILL 1970, SEELBACH 1976), oder

mit Hilfe der verdienstvollen Arbeit von BENGTON & SCHRADER (1982), die Instrumente zum "measurement of inter-generational interaction and effect in old age" zusammengetragen haben, verschaffen. Häufig ist der Wortlaut der Items auch den im nächsten Abschnitt aufgelisteten Tabellen zu entnehmen.

2.4 Tabellenübersicht

In den meisten empirischen Arbeiten werden die wichtigsten Daten in Form von Tabellen konzentriert und übersichtlich mitgeteilt. Als ökonomische Form der systematischen Sammlung und Auswertung interessierender Befunde bietet sich die "Sekundäranalyse" von Tabellen an. Natürlich sind dabei die Daten aus unterschiedlichen Untersuchungen in den seltensten Fällen direkt vergleichbar (unterschiedliche Konzept- und Konstruktoperationalisierung, unterschiedliche Kategorienbildung, unterschiedlicher Bedeutungsgehalt der Kategorienbezeichnungen etc.).

Im Anhang sind die 137 wichtigsten Tabellen aus den von uns gesichteten Arbeiten zusammengestellt. Die Tabellen sind nur grob inhaltlich, entsprechend den Abschnitten 3, 4, 5.1, 5.2, 5.3 dieser Arbeit, geordnet. Zusätzlich wurde eine inhaltliche Kategorie "bereichsübergreifende Einstellungen, Normen, Erwartungen" gebildet. Innerhalb dieser groben inhaltlichen Kategorien wurden die Tabellen nach ihrem Autor alphabetisch und autorspezifisch nach der Seitenzahl oder Tabellenummer in der Originalliteratur (in einigen Ausnahmen auch der Sekundärliteratur) sortiert.

In den folgenden Abschnitten (3. bis 5.3.3) wird näher auf eine Auswahl der Informationen aus den hier zusammengestellten Quellen eingegangen.

3. Wohnsituation als Determinante von Kontakt und Hilfsmöglichkeiten

Ob und welchen Bedürfnissen oder Wünschen ihrer Mutter eine erwachsene Tochter nachkommen kann, hängt ganz entscheidend von der Wohnsituation ab. Räumliche Distanz zwischen den Wohnungen der Mutter und Tochter erschwert viele Hilfeleistungen (z.B. Hilfe im Haushalt) und macht es für die Tochter u.U. (z.B. wenn die räumliche Distanz sehr groß ist) unmöglich, aktuelle Bedürfnisse oder Wünsche der Mutter (z.B. nach Hilfe beim Einkaufen oder im Haushalt) zu erfüllen. Andere Bedürfnisse oder Wünsche der Mutter (z.B. nach finanzieller Unterstützung, telefonischem oder brieflichem Kontakt) bleiben davon unberührt.

3.1 Erwartungen, Wünsche, Motive

Sowohl von Probanden älterer amerikanischer als auch jüngerer europäischer (hier: österreichischer) Untersuchungen wird häufig der Wunsch nach "Intimität auf Abstand" (z.B. ROSENMAYR 1973, SHANAS 1979, TROLL 1975) genannt. Dasselbe berichtet PIOTROWSKI (1977) aus Polen. Mit "Intimität auf Abstand" ist gemeint, daß die alten Eltern zwar einen eigenen Haushalt führen, aber in der Nähe mindestens eines ihrer erwachsenen Kinder leben.

Von den Probanden der Untersuchung ROSENMAYRS (1977) wollten beispielsweise mehr in getrennten Wohnungen wohnen, als es den tatsächlichen Verhältnissen entspricht. Dabei äußern sowohl die erwachsenen Kinder, die entgegen ihren Wünschen entweder in derselben Wohnung oder ziemlich weit entfernt von ihren Eltern wohnen, als auch ihre Eltern diesen Wunsch nach Intimität auf Distanz.

Bereits in der Untersuchung von SCHORR (1960) hatten zwischen 90% und 95% der Probanden der Aussage zugestimmt, es sei für beide Seiten (sprich die

mittlere und ältere Generation) besser, getrennt zu leben/wohnen.

REISS (1962) hatte seinen Untersuchungsteilnehmern die Frage gestellt, "If you had within your power to have your relatives reside where you wanted, which would you set up as the most ideal arrangement?" Der überwiegende Teil der Versuchspersonen gab dieselbe Stadt, nicht aber die unmittelbare Nachbarschaft als idealen Wohnort für Verwandte an. Lediglich ältere Leute gaben auch die unmittelbare Nachbarschaft als idealen Wohnort an (p. 338). Sie lehnen aber einen gemeinsamen Haushalt mit der Begründung ab, daß sie selbst zwar nichts gegen ein Zusammenleben einzuwenden hätten, aber daß es für ihre Kinder doch besser sei, wenn sie allein lebten, da sie sich sonst wahrscheinlich gestört fühlen würden. Obwohl hier unspezifiziert nach Verwandten gefragt wurde, wird der Wunsch nach Nähe (= Erreichbarkeit) bei gleichzeitiger Minimaldistanz (= mindestens getrennter Haushalt) deutlich.

71% der von HAWKINSON (1965) befragten Eltern über 65 fanden das Leben in einem eigenen Haushalt die für sie beste Wohnform. Das entspricht auch genau dem Prozentsatz befragter Eltern mit eigenem Haushalt. Ob hier alle Alten den Wunsch nach getrenntem Haushalt erfüllen konnten oder ob die Übereinstimmung zwischen gewünschter und tatsächlicher Wohnsituation Folge kognitiver Konsonanzbestrebungen ist, kann natürlich nicht entschieden werden.

Die Befunde von STREIB & THOMPSON (1969⁵) bestätigen den Wunsch nach Nähe auf Distanz einerseits, differenzieren ihn andererseits aber auch: Nur 5% der ca. 65jährigen Probanden stimmen der Aussage "even when children are married it is nice to have them living with their parents" zu, aber 45% bejahten die Aussage "when children have become adults it is still nice to have them live at home with their parents". Offensichtlich ist der Familienstand des Kindes von entscheidender Bedeutung (siehe auch 2.3).

Wenn die beteiligten Generationen den gemeinsamen Haushalt nicht grundsätzlich wünschen oder anstreben, wie kommt es dann zum mehr-Generationen-Haushalt?

KLUSMANN et al. (1981) haben sich ausführlich den Gründen und Motiven für das Zusammenleben gewidmet. Diese Autoren unterscheiden zwischen "äußeren Umständen" und "Motiven", die das Zusammenleben erklären sollen. Äußere Umstände sind beispielsweise Unselbständigkeit der Elternperson, Vereinsamung nach Verwitwung oder Wohnungs- und Finanzprobleme (vgl. auch KLUSMANN 1981, p. 7).

Die Initiative für das Zusammenleben ging in den meisten Fällen von beiden Seiten aus. Jedoch war der Wunsch nicht immer gleich stark. In 22 von 73 Familien ging die Initiative überwiegend von einer Seite aus. Kam der Anstoß von den Eltern, so waren diese meistens kränker und hilfsbedürftiger als Eltern, deren Kinder die Zusammenlegung der Haushalte anregten.

Die Frage nach den Motiven zielt auf die inneren Beweggründe - nicht äußeren Umstände - für das Zusammenleben. Die beiden häufigsten genannten Motive waren Dankbarkeit und Verpflichtung. Kinder, die aus Dankbarkeit mit den Eltern zusammenlebten, hatten das Gefühl, den Eltern lediglich etwas zurückzugeben, was sie selbst als Kinder von ihnen erhalten hatten. Personen, die ein Verpflichtungsgefühl als Motiv für das Zusammenleben hatten, verwiesen auf Normen der Verantwortlichkeit oder auf Versprechen, die sie den Eltern früher gegeben hatten. Auch die Vermeidung von Schuldgefühlen wurde als Motiv genannt.¹

¹So die Aussage einer Probandin: "Wenn ich mal am Grab meiner Mutter stehe, dann brauche ich mir keine Vorwürfe zu machen, daß ich sie nicht gepflegt habe oder sonstwie. Das ist für mich eine große Beruhigung." (KLUSMANN et al. 1981, p. 158).

Dennoch kann es zur Aktualisierung dieser Motive in den meisten Fällen erst in Folge äußerer Umstände, die sich mit dem primären Wunsch nach (Intimität auf) Abstand nicht mehr vereinbaren lassen (vgl. auch KLUSMANN 1981), etwa wenn die Elternperson zunehmend unselbständig oder krank wurde oder eine frühere Pflegeperson plötzlich nicht mehr verfügbar war.

Wenn die Generationen schon immer zusammengelebt hatten - und nicht erst aufgrund eines äußeren Anlasses (siehe oben) wieder zusammengezogen waren - gab ungefähr die Hälfte der Befragten in der Untersuchung von KLUSMANN et al. (1981) gegenseitige Ergänzung der Rollen innerhalb der Familien als Motiv an (vgl. auch Punkt 5.1.2 dieser Arbeit).

Der Wunsch (nach Nähe auf) Abstand scheint übrigens bei der Generation der zu versorgenden Eltern stärker ausgeprägt zu sein als bei der Generation der - potentiell versorgenden - erwachsenen Kinder. SUSSMAN (1977) berichtet von einer in Cleveland, Ohio durchgeführten Pilotstudie zur Erkundung neuer Möglichkeiten der Altenversorgung (öffentliche Anreize - wie finanzielle Unterstützung - für Angehörige von versorgungsbedürftigen Eltern statt Versorgung in öffentlichen Institutionen). 57% der befragten erwachsenen Kinder waren grundsätzlich - und zwar auch ohne staatliche Gegenleistung - bereit, Elternpersonen in ihr Domizil aufzunehmen.

3.2 Tatsächliche Wohnverhältnisse

Sieht man sich die Statistiken über die tatsächlichen Wohnverhältnisse an, so gewinnt man den Eindruck, (a) daß die Mehrzahl der befragten Probanden sich den Wunsch nach "Intimität auf Abstand" erfüllen kann, und (b) daß der Anteil der Personen, die in einem zwei-Generationen-Haushalt leben, in den letzten 20 Jahren gesunken ist (NEUGARTEN 1975). Ob dieser Trend, der in

den USA und in Europa zu beobachten ist, seine Ursache im Wandel der ökonomischen Verhältnisse und damit in der Abnahme äußerer Zwänge für das Zusammenleben hat oder von einem Wertewandel in Gesellschaft oder von verbesserter sozialstaatlicher Versorgung herrührt, bleibt eine offene Frage.

Zunächst einige Daten aus den USA: Während 1957 noch 36% der Menschen über 65 mit einem ihrer Kinder zusammenlebten (nach SCHORR 1960 allerdings nur 28%), waren es 1975 lediglich noch 18% (SHANAS 1979). Die Zahlen von WAKE & SPORASKOWSKI (1972) (70% der Menschen über 65 wohnen nicht bei ihren Kindern) und TROLL (1971) (28% der über 65 Jahre alten Amerikaner mit lebenden Kindern leben bei einem Kind) passen in dieses Bild.

In Österreich leben zwei Fünftel der älteren Menschen über 60 mit lebenden Kindern mit einem dieser Kinder im selben Haus. Ein Viertel teilen den Haushalt mit einem oder mehreren Kindern; oft kommt noch Schwiegersohn oder -tochter hinzu (HÖRL & ROSENMAYR 1981).

KÖCKEIS (1970) vergleicht sieben Länder bzgl. des Anteils der über-65jährigen, die im selben Haushalt mit mindestens einem Kind wohnen (vgl. Tab. 3, p. 513); allerdings stammen die Daten z.T. aus den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren. Interessant sind die enormen Unterschiede zwischen den von der Autorin verglichenen Ländern: Während in der Schweiz lediglich 24% der über 65jährigen bei einem ihrer Kinder leben, sind es in Japan 80%! Mit 67% ist auch in Polen der Prozentsatz von Elternpersonen über 65, die mit einem ihrer erwachsenen Kinder zusammenwohnen, recht hoch. Die Zahlen für die BRD sind mit den Daten aus österreichischen Erhebungen vergleichbar.

Was die Entfernung zwischen den Wohnungen erwachsener Kinder und ihrer Eltern betrifft, sind folgende Informationen von Interesse: In den USA ist der Anteil der älteren Personen (über 65 Jahre) mit lebenden Kindern, die entweder bei einem Kind leben oder zehn Minuten davon entfernt, in den letzten 20 Jahren relativ konstant geblieben: 1952 waren es 59%; 1962 61% und 1975 52% (SHANAS 1979).

SHANAS et al. (1968) fanden in ihrer ländervergleichenden Untersuchung sogar, daß über 60% der Menschen über 65 in Dänemark, England und in den USA mindestens eines ihrer Kinder zu Fuß besuchen können.

BELL (1969) berichtet, daß zwischen 75% und 80% seiner Untersuchungsteilnehmer mindestens eines ihrer Kinder innerhalb von 30 Minuten erreichen können. Die entsprechenden Zahlen aus der oben zitierten drei-Länder-Studie lauten für Großbritannien 82%, USA 71% und Dänemark 75%. PIOTROWSKI (1977) berichtet, daß 88% der Polen über 65 eines ihrer erwachsenen Kinder innerhalb von 30 Minuten zu Fuß erreichen können.

Nach SHANAS et al. (1968) und DUVAL (1971) leben in den USA 84% der Über-65jährigen weniger als eine Stunde - was soviel heißt wie: eine Autostunde - von mindestens einem ihrer Kinder entfernt (vgl. auch SUSSMAN 1976).

In Österreich sind die Verhältnisse ähnlich. Wohnen die Eltern nicht im selben Haushalt mit ihren Kindern, so wohnen sie in der Mehrzahl der Fälle in deren näheren Umgebung. So können drei Viertel aller Österreicher mit Kindern diese in einer halben Stunde erreichen (HÖRL & ROSENMAYR 1981).

KÖCKEIS (1970) berichtet Zahlen aus Österreich, denen zufolge 90% der alten Eltern vom nächsten Kind nicht weiter als eine Stunde entfernt leben.

Hier stellt sich natürlich ebenso wie bei den oben erwähnten Daten die grundsätzliche Frage, ob der Wunsch nach Intimität auf Distanz die entscheidende Motivation für die Wohnsituation darstellt. Zurecht weisen HÖRL & ROSENMAYR (1981) darauf hin, daß neben dem Wunsch, in der Nähe der Eltern zu leben, auch andere Gründe für die räumliche Nähe der Kinder zu ihren Eltern in Betracht kommen; zum Beispiel die Erreichbarkeit des Arbeitsplatzes und emotionale und soziale Bindungen an die Region.

Bereits SCHORR (1960) hatte darauf hingewiesen, daß es falsch wäre, die alten Eltern als alleinige Nutznießer des gemeinsamen Haushalts mit ihren Kindern zu sehen; vielmehr werden von den Alten (besonders in unteren sozialen Schichten) wichtige Funktionen z.B. im Haushalt oder bei der Kinder- bzw. Enkelbetreuung (vgl. auch HILL 1970) übernommen und die Jungen dadurch entlastet. Oft ist es auch so, daß die erwachsenen Kinder (speziell jung Verheiratete) ein Interesse an der Haushalts- oder Hausgemeinschaft haben - z.B. aus ökonomischen Erwägungen.

3.3 Korrelate gewünschter und tatsächlicher Wohnsituation

BLUME (1968) meint, der Wunsch zum zusammenziehen sei dann besonders stark, wenn die Elternperson (a) verwitwet ist, (b) über ein geringes Einkommen verfügt, (c) unter einer chronischen Erkrankung leidet und/oder sehr alt ist.

TROLL et al. (1979) nennen als Gründe für das Zusammenleben (a) die schlechte finanzielle Situation der alten Menschen, (b) ihren schlechten Gesundheitszustand, (c) die nachlassende Fähigkeit zur Selbstversorgung und (d) den Tod eines Ehepartners.

In SEELBACHs (1977) Untersuchung hatten 49% der Probanden über 65 angegeben, physisch abhängige alte Menschen sollten bei ihren Kindern

leben. 53% derselben Probanden meinten, alte Menschen sollten bei ihren Kindern wohnen, wenn sie nicht allein leben wollen.

Die Wahrscheinlichkeit, daß eine ältere Person einen eigenen Haushalt weiterführt ist, nach CHEVAN & KORSON (1972) dann am größten, wenn sie (a) über ein eigenes Einkommen verfügt, (b) zwischen 55 und 79 Jahren alt ist, (c) über ein hohes Bildungsniveau verfügt, (d) kinderlos ist, (e) eine weiße Hautfarbe hat und (f) mehr als einmal verheiratet war. Nach NEUGARTEN (1975) müßte man noch hinzufügen: (g) wenn sie gesund ist.

Weitere Daten sind korrelatspezifisch zusammengestellt:

Geschlecht

Allgemein scheint zu gelten, daß Geschlechtsunterschiede in der Arbeiterklasse deutlicher nachweisbar sind als in der Mittelschicht (ALDOUS 1967, BAHR & NYE 1974, MCKAIN 1969).

Absolut gesehen leben mehr alte Frauen allein als alte Männer (STATISTISCHES BUNDESAMT 1975, Tab. 2.), was aber ein Effekt der geschlechtsspezifischen Lebenserwartung sein muß, denn relativ gesehen leben mehr alleinstehende alte Frauen mit einem ihrer Kinder in einem gemeinsamen Haushalt (37% aller alleinstehenden alten Frauen bei SCHORR 1960) als alleinstehende alte Männer (27% aller alleinstehenden alten Männer bei SCHORR 1960) (vgl. auch PIOTROWSKI 1977, STATISTISCHES BUNDESAMT 1975, Tab. 3): Besonders häufig ziehen ältere Witwen zurück in den Haushalt eines ihrer Kinder. Witwer hingegen heiraten eher wieder als daß sie zu einem ihrer Kinder ziehen (MCKAIN 1969, TROLL 1971, SHANAS et al. 1968).

Läßt man den Familienstand des Elternteils unberücksichtigt, galt in den USA 1970 folgender Zusammenhang zwischen Geschlecht (des Elternteils) und

Haushaltsgemeinschaft mit einem erwachsenen Kind: 10% der Männer über 75 und 20% der Frauen über 75 lebten mit einem ihrer Kinder zusammen.

Nach TOWNSEND (1968) leben die Eltern dreimal so häufig bei einer Tochter wie bei einem Sohn. TROLL et al. (1979) fanden ein ähnliches Verhältnis: 65% der alten Menschen, die bei einem ihrer Kinder wohnten, wohnten bei einer Tochter; 35% bei einem Sohn (vgl. auch TROLL 1971, p. 105). Für Österreich berichtet ROSENMAYR (1977) denselben Trend.

Wohnen keine Kinder im selben Haus, so ist es wiederum die Tochter, die häufiger als der Sohn innerhalb einer Stunde von den Eltern zu erreichen ist (BELL 1969). Diese Tendenz ist aber nicht eindeutig. Zumindest die Untersuchung von ADAMS (1968) über Verwandtschaftsbeziehungen im Stadtbereich findet ein gegenteiliges Ergebnis: Die Eltern von 39% der untersuchten Männer aber nur von 32% der untersuchten Frauen wohnten in derselben Stadt.

Alter

Die Bereitschaft, mit den eigenen Eltern einen gemeinsamen Haushalt zu bilden bzw. sie in ihr Haus aufzunehmen, scheint vom Alter der erwachsenen Kinder abzuhängen. In der Cleveland Untersuchung (SUSSMAN 1977) erklärten sich die 20-29jährigen besonders häufig grundsätzlich damit einverstanden, mit ihren Eltern zusammen zu wohnen.

In den USA wächst der Anteil der Kinder, die mit ihren Eltern einen gemeinsamen Haushalt bilden, mit dem Alter der Eltern. Dieser Alterseffekt scheint aber nur für Mütter zu gelten: 26% der Männer und 27% der Frauen im Alter von 65 - 69 Jahren leben in Haushaltsgemeinschaft mit einem Kind. Bei den Über-80jährigen wächst die Differenz, hier sind es 25% der Männer und 47% der Frauen diesen Alters, die bei einem ihrer Kinder leben. Im selben

Haushalt oder zehn Minuten von mindestens einem ihrer Kinder entfernt wohnen 98% der über 80jährigen Frauen und 72% der Männer in diesem Alter (TROLL 1971).

TROLL et al. (1979) weisen daraufhin, daß die Distanz zwischen den Wohnorten der Eltern und ihrer erwachsenen Kinder vom Alter (und auch Gesundheitszustand) der Eltern abhängt: In bestimmten Entwicklungsstadien wohnen die Familien weit auseinander (Kinder jung verheiratet; Eltern im mittleren Alter). Je älter und/oder kränker die Eltern werden, desto eher ziehen sie in die Nähe eines ihrer erwachsenen Kinder. Allerdings muß man bei der Übertragung dieses Befundes etwa auf bundesrepublikanische Verhältnisse die größere geographische Mobilität der US-Amerikaner berücksichtigen.

Familienstand

Alleinstehende (geschiedene oder verwitwete) alte Männer und Frauen über 65 Jahre wohnen eher mit einem Kind zusammen als verheiratete (PIOTROWSKI 1977, SCHORR 1960).

Auch der Familienstand der Kinder hat einen Einfluß auf die Wohnsituation: Alleinstehende erwachsene Kinder bilden eher mit ihren Eltern eine Haushaltsgemeinschaft als verheiratete erwachsene Kinder (KÖCKEIS 1970, PIOTROWSKI 1977). US-amerikanische Daten bestätigen dieses Bild (STEHOUWER 1965; vgl. auch ATCHLEY 19803): 2% der verheirateten alten Eltern lebten 1962 bei einem verheirateten Kind, fast 15% bei einem unverheirateten erwachsenen Kind. Alleinstehende alte Eltern lebten in fast 19% der Fälle mit einem verheirateten Sohn oder einer verheirateten Tochter zusammen und sogar 24% mit einem unverheirateten Kind.

Interessant sind in diesem Zusammenhang die Argumente, die alte Eltern gegen den gemeinsamen Haushalt mit verheirateten Kinder aufführen. In REISS' (1962) Untersuchung meinten viele alte Eltern, sie hätten nichts

gegen einen gemeinsamen Haushalt einzuwenden, aber für die Kinder wäre es doch wohl besser, sie würden alleine - weil dann ungestört - leben. Die erwachsenen (verheirateten) Kinder selbst lehnten hingegen den gemeinsamen Haushalt mit ihren Eltern viel seltener ab (siehe auch 3.1).

ADAMS (1968) fand in seiner Untersuchung, daß verwitwete Väter häufiger weit entfernt von ihren Kindern leben als verwitwete Mütter.

Sozioökonomischer Status

SHANAS (1967) berichtet auf der Grundlage ihres drei Länder-Vergleiches folgenden Zusammenhang zwischen Wohnsituation und sozioökonomischem Status: Eltern aus der Arbeiterschicht wohnen häufiger mit ihren erwachsenen Kindern zusammen als Eltern aus der Mittelschicht. Dies gilt für Großbritannien ebenso wie für die USA, nicht aber für Dänemark. In Polen ist die Wahrscheinlichkeit eines mehr-Generationen-Haushaltes in einkommensschwachen Bevölkerungsgruppen ebenfalls höher als in einkommensstärkeren (PIOTROWSKI 1977). Auch SCHORR (1960) und BELL (1969) berichten einen negativen Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit und Wahrscheinlichkeit eines mehr-Generationen-Haushaltes.

Dagegen fanden weder KOSA, RACHIELE & SCHOMMER (1960) noch GLASSER & GLASSER (1962) einen signifikanten Unterschied zwischen Unter- und Mittelschicht bezüglich einer gemeinsamen Wohnung von Eltern und erwachsenen Kindern.

Wenn sie nicht im gemeinsamen Haushalt wohnen, leben in der Unterschicht die Angehörigen der mittleren und älteren Generation räumlich näher beieinander als dies bei Mittelschichtfamilien der Fall ist (BELL 1969). In ADAMS' (1968) Stichprobe von Stadtbewohnern wohnten die Eltern von zwei Dritteln der Arbeiter nicht weiter als 100 Meilen entfernt; bei den

Mittelschichtangehörigen waren es nur etwas mehr als die Hälfte der Probanden, deren Eltern weniger als 100 Meilen weit entfernt wohnten.

Laut ROSENMAYR (1977) gibt es in der städtischen Arbeiterschicht häufiger Haushaltsgemeinschaften von erwachsenen Kindern und ihren Eltern als in der Mittelschicht. Neben dem Mann gehen die Frauen hier häufig einer Beschäftigung nach; der Großmutter kommen dann oft wichtige Funktionen wie Haushaltsführung und Kinderbetreuung zu.

Während WINCH (1977, zitiert nach LEE 1980) meint, in der Unterschicht wohnten die Angehörigen unterschiedlicher Generationen aus wirtschaftlichen Gründen zusammen, gibt es auch Hinweise auf normative Unterschiede:

LIEBERMANN (1978), der seine Probanden nach der Angemessenheit von Verhalten gegenüber den Eltern fragte, fand, daß signifikant mehr Personen aus unteren sozioökonomischen Schichten folgenden beiden Aussagen zustimmten als Personen aus oberen sozioökonomischen Schichten: (a) "(it is appropriate to) persuade your mother to move in with you because she has no friends in her neighborhood anymore, even though she's happy there" und (b) "(it is appropriate to) insist on your parents moving near to where you live because they need your help".

Der Effekt des sozioökonomischen Status' könnte auch den Rasseneffekt, der in den USA wiederholt gefunden wurde (Schwarze bilden häufiger mehr-Generationen-Haushalte als Weiße) und ADAMS (1970, p. 587) zu dem Schluß kommen ließ, daß "minority status tends to result in residential compounding, and in strong kin ties for the sake of mutual aid and survival in a hostile environment", erklären (LEE 1980). Bekanntlich korrelieren in den USA Rassenzugehörigkeit und Einkommen. LEE (1980) führt Untersuchungen an, die keinen Rasseneffekt auf die Wohnsituation mehr finden, wenn der sozioökonomische Status-Effekt auspartialisiert ist.

Geographische Region

In Dänemark ist die Wahrscheinlichkeit, daß erwachsene Kinder mit ihren alten Eltern unter einem Dach wohnen, auf dem Land höher als in der Stadt (SHANAS 1967). Dasselbe ist in Polen der Fall (PIOTROWSKI 1977), wobei absolut gesehen dort auch in der Stadt die Zahl von zwei- (oder drei-) Generationen-Haushalten groß ist. PIOTROWSKI meint aber, daß unterschiedliche Motive für das Zusammenwohnen vorliegen: Während es bei der bäuerlichen Bevölkerung auf dem Land ein tradiertes Recht der Eltern ist, auf dem Hof wohnen zu bleiben und von den Kindern versorgt zu werden, ist in der Stadt primär die Wohnungsnot Grund für den gemeinsamen Haushalt.

In Österreich leben in kleinen Gemeinden häufiger als in Städten mehrere Generationen in einem Haushalt. ROSENMAYR (1977) berichtet folgende Daten: In Ortschaften mit bis zu 2000 Einwohnern leben 52% der alten Menschen über 60 Jahre in einer Wohnung mit ihren Kindern und 28% in der Nähe ihrer Kinder. In Gemeinden mit mehr als 50 000 Einwohnern lauten die entsprechenden Zahlen 21% und 31%. Einen ähnlichen Trend berichtet KÖCKEIS (1970; vgl. Tab. 3, p. 513).

ROSENMAYR (1977) führt zwei Gründe für das häufige Zusammenleben von Eltern und erwachsenen Kindern in ländlichen Gegenden Österreichs an: (a) "... the smaller communities with generally still more powerful religious traditions tend to exert some social and ideological pressure toward joint living" (p. 138, 139). (b) "The chance to built one's own house in the smaller communities is much greater than in the cities: Financial contributions from both generations toward building a home are not infrequent" (p. 139). Er meint, dies sei der Grund, warum "joint living has a better chance to develop in the smaller communities where there are likely to be independent individual homes" (p. 139).

4. Besuche und Kontakte

Die Frequenz von Besuchen und Kontakten zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern ist eine der am häufigsten in familiensoziologischen Arbeiten untersuchten Variablen. Die Motive für Besuche und Kontakte sind sicher vielfältig. Besuche und Kontakte sind ebenso sicher nicht nur, aber auch Ausdruck von Verantwortlichkeitsnormen (ADAMS 1968), ferner mögen sie - obwohl dies etwa von HESS & WARING (1978) bestritten wird - Indikator für die Qualität der Beziehung sein, und sie bilden in vielen Fällen die Voraussetzung für die Wahrnehmung von Hilfsbedürftigkeit und für die Hilfe selbst. Beispielsweise mag das Vermeiden von Kontakt seitens der Kinder defensive Funktionen erfüllen, indem es etwa die Notlagenverleugnung erleichtert oder die Falsifikation defensiver Attributionen unmöglich macht. Schließlich mag die Kontakthäufigkeit und die Art des Kontaktes ein indirekter Indikator für das Ausmaß geleisteter Hilfe sein, weil viele Hilfeleistungen Kontakt implizieren.

4.1 Erwartungen, Wünsche, Motive

Zahlen aus der mittlerweile lange Zeit zurückliegenden Cornell Study of Occupational Retirement, in der 2 300 Personen kurz vor ihrer Pensionierung u.a. nach ihrer familiären Situation und ihren intrafamiliären Beziehungen gefragt wurden, sprechen dafür, daß die Eltern sich (verglichen mit dem Ist-Zustand) häufiger Kontakt zu ihren Kindern wünschen als umgekehrt (STREIB 1965).

Weitere Aufschlüsse über die Erwartungen der Eltern bzgl. des Kontaktes zu ihren Kindern geben Daten aus derselben Untersuchung, die von STREIB & THOMPSON (19695; vgl. auch STREIB & SCHNEIDER 1971) berichtet werden:

- 95% stimmten der Aussage zu, daß Kinder selbst dann, wenn sie eine eigene Familie haben, mit ihren Eltern in Kontakt bleiben sollten.
- 84% stimmten der Aussage zu, daß Kinder ihre Eltern besuchen sollten.
- 82% stimmten der Aussage zu, daß Kinder ihren Eltern häufig schreiben sollten.
- Nur 27% stimmten der Aussage zu, daß Kinder ihre Eltern bitten sollten, sie zu besuchen.

Generell scheint es so zu sein, daß ältere Menschen sich mehr Kontakt mit Verwandten wünschen als sie tatsächlich haben. Umgekehrt geben jüngere Menschen bezogen auf ihre Eltern - und nicht Verwandte im allgemeinen - meistens an, diese häufig genug zu sehen (REISS 1962). In ADAMS' (1968) Stichprobe meinten beispielsweise 75% der Teilstichprobe, die in der Nähe ihrer Eltern wohnten, sie wünschten sich gerade das gegenwärtige Ausmaß an Kontakt. Allerdings wollten immerhin noch 19% ihre Eltern häufiger sehen als es zum Zeitpunkt der Befragung der Fall war.

Differenziert man bei den älteren Menschen zwischen dem Wunsch nach Besuch und der Erwartung, besucht zu werden, ergibt sich folgendes Bild: In der Untersuchung von HAWKINSON (1965) wünschten sich 78% der Alten mehr Besuch, aber nur bei 22% hat dieser Wunsch den Charakter einer (normativ begründeten) Erwartung.

Natürlich richten sich die Wünsche und Erwartungen nach den Möglichkeiten, die sehr stark von der Wohnsituation abhängen. Es kann auch mit guten Gründen angenommen werden, daß es zwischen Kontaktwunsch und Kontaktmöglichkeit aufgrund der Wohnbedingungen (vgl. HÖRL & ROSENMAYR 1981) eine Wechselwirkung gibt.

ADAMS (1968) interessierte sich für die Motive der erwachsenen Kinder, derentwegen sie mit ihren Eltern in Kontakt bleiben. Er fand, daß 85%

entweder eine allgemeine Verpflichtung erleben, mit ihren Eltern in Kontakt zu bleiben oder eine spezifische Verpflichtung, weil ihre Eltern hilfsbedürftig sind. Das allgemeine Pflichtgefühl überwog jedoch bei weitem (bei 76% der Arbeiterschicht und 66% der Angestellten).

4.2 Tatsächliche Besuchsgewohnheiten und Kontakte

Ungefähr zwei Drittel aller Eltern treffen fast täglich mit mindestens einem Kind zusammen: 62% sind es in Dänemark, 65% in den USA, 73% in Budapest und 67-75% in der Bundesrepublik Deutschland (KÖCKEIS 1970). Die Zahlenangaben schwanken allerdings von Untersuchung zu Untersuchung erheblich: In HILLs (1970) drei-Generationen-Stichprobe sahen nur 26,5% der jüngsten Generation ihre Eltern täglich und lediglich 6% der mittleren Generation besuchten ihre Eltern täglich.

Der Anteil der alten Eltern, die wöchentlichen Kontakt zu ihren Kindern haben, ist noch weitaus höher: In der Untersuchung von BELL (1969) hatten neun von zehn der befragten Alten innerhalb der letzten Woche vor dem Interview Kontakt mit mindestens einem Kind gehabt. In der Stichprobe der Untersuchung von ADAMS (1968) sahen fünf von sechs Kindern ihre Eltern wöchentlich. SHANAS et al. (1968) berichten, daß 84% der amerikanischen Stichprobe (Personen über 65) ihre Kinder in der Woche vor dem Interview sahen und 90% innerhalb des letzten Monats. Nach SCHORR (1960) haben mehr als zwei Drittel der alten Menschen wenigstens einmal pro Woche mit mindestens einem Kind Kontakt.

Aber auch hier schwanken die Zahlenangaben erheblich. HAWKINSON (1965) berichtet von seinen Probanden (Eltern über 65), daß nur 27% von einem ihrer Kinder wöchentlich besucht werden. Rechnet man die 13% der Eltern, die ihrerseits mindestens eines ihrer Kinder mindestens einmal pro Woche besuchen, hinzu, liegt der wöchentliche Kontakt mit 40% deutlich unter den

oben aufgeführten Angaben anderer Autoren.

Aus den Untersuchungen von SHANAS (1979) geht hervor, daß der Anteil derjenigen, die mindestens ein Kind in der Woche vor dem Interview gesehen hatten, in den letzten 20 Jahren relativ konstant geblieben ist: 1957 waren es 83% und 1975 77%.

Die Entfernung ist eine wesentliche Bestimmungsgröße für den face-to-face-Kontakt zwischen Verwandten (LEE 1980). Je geringer die Distanz, desto häufiger kommt es zu Besuchen. Das gilt auch für erwachsene Kinder und ihre Eltern, wie die Daten von HÖRL & ROSENMAYR (1981) und REISS (1962) belegen.

Kontaktmöglichkeiten finden aber nicht in der räumlichen Trennung ihre Grenzen obwohl "distance from kin ... is the single best predictor of ... interaction" (LEE 1980, p. 929); andere Kommunikationskanäle überbrücken die Entfernung (STREIB & BECK 1980). ADAMS (1968) berichtet von seiner Stichprobe, daß zwei Drittel derjenigen, deren Eltern über 100 Meilen entfernt wohnten, ihnen mindestens einmal im Monat einen Brief schrieben. Dagegen berichteten in HAWKINSONS (1965) Untersuchung nur 22% der Probanden, sie bekämen mindestens einmal wöchentlich einen Brief von einem ihrer erwachsenen Kinder. Wenigstens einmal im Monat erhielten nur (im Vergleich zu den Daten von ADAMS 1968) 37% der Eltern über 65 einen Brief von einem ihrer Kinder.

In ADAMS' (1968) Untersuchung gaben 54% derjenigen, deren Eltern außerhalb der Stadt wohnten an, mindestens einmal monatlich ein Ferngespräch zu führen. SCHORR (1960) berichtet sogar von täglichen Telefonaten zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern, wenn Besuche unmöglich sind: Allerdings darf man diese amerikanischen Gewohnheiten nicht ohne weiteres auf die BRD übertragen. Während in den USA ein Haushalt ohne Telefon kaum vorstellbar ist, war in der BRD ein Telefon in den 60er Jahren Privileg und Schichtindikator.

Bemerkenswerterweise kommt es - zumindest in den USA - zu ganz unterschiedlichen Bewertungen von schriftlichen und fernmündlichen Kontakten zwischen den Generationen: 53% der Eltern in STREIBS (1965) Untersuchung waren der Ansicht, ihre Kinder würden ihnen häufig schreiben; dagegen stimmten von den erwachsenen Kindern nur 29% einer gleichlautenden Aussage zu. Dieser Befund muß angesichts der oben (unter Punkt 4.1) berichteten Unterschiede zwischen den Generationen, was das Kontaktbedürfnis angeht, überraschen. Möglicherweise kommt hier "das schlechte Gewissen" der erwachsenen Kinder ihren Eltern gegenüber zum Vorschein.

4.3 Korrelate gewünschter und tatsächlicher Besuche und Kontakte

Geschlecht

Der Frau wird häufig die zentrale Rolle bei der Aufrechterhaltung verwandtschaftlicher Bindungen im allgemeinen zugeschrieben (z.B. REISS 1962). Entsprechend dieser Rollenerwartung ist die Frau in der Regel auch aktiver in der Kontaktpflege gegenüber den eigenen Eltern und Schwiegereltern (LEE 1980). Männer haben häufig mehr Kontakt zu ihren Schwiegereltern als zu den eigenen Eltern, zumindest solange, bis die Frau auch zu letzteren den Kontakt hergestellt hat (TROLL 1971). Ein Besuch bei den Eltern beschränkt sich bei den Männern auf ein "Kurzes-mal-Reinschaun" oder ein "Nach-dem-Rechten-Sehen" (ADAMS 1970; KOMAROVSKY 1964; REISS 1962; TROLL et al. 1979).

Der Geschlechtseffekt scheint in der Unterschicht deutlicher zu sein als in der Mittelschicht (TROLL 1971).

Die Analyse von YOUNG & WILMOTT (1960) liefert differenzierte Einsichten in den Zusammenhang von Geschlecht, räumlicher Entfernung und Interaktionshäufigkeit. Die Autoren verglichen Personen, die im Londoner Stadtbezirk wohnten mit ehemaligen Stadtbewohnern, die in einen Vorort gezogen waren. Unter den Stadtbewohnern dominierte der Tochter-Mutter-Kontakt: "Over half the married women saw their mothers within the previous twenty-four hours and 90 per cent of them within the previous week. This was more than they saw their fathers or the married men saw either of their parents" (p. 45). Dagegen war die Häufigkeit desselben Kontaktes bei Frauen, die in einen Vorort gezogen waren, auf ein Fünftel ihres bisherigen Standes gesunken. Die Männer sahen ihre Eltern nunmehr häufiger als die Frauen ihre Eltern.

Zweierlei wird deutlich: Es wäre voreilig, einen allgemeingültigen Geschlechtseffekt auf die Besuchs- und Kontaktgewohnheiten anzunehmen. Eine ursächliche Analyse der offensichtlichen Wechselwirkungen der Geschlechtsvariable mit anderen Einflüssen auf die Besuchs- und Kontakthäufigkeit ist unverzichtbar.

In diesem Zusammenhang nur zwei Andeutungen: Frauen sind häufig nicht berufstätig und haben deshalb u.U. die besseren Möglichkeiten zum Kontakt mit ihren Eltern. Dies gilt aber nur, wenn die Eltern in der Nähe wohnen. Andernfalls kommt es - zumindest bei Paaren - darauf an, wer stärker über die Mobilitätsressourcen verfügt. Hat beispielsweise der Mann tagsüber das Auto, um damit zum Arbeitsplatz zu fahren, hat die Frau u.U. nur schwer die Möglichkeit, zu den Eltern zu gelangen. Möglicherweise ist dann sogar der Mann häufiger bei seinen Kindern (oder Schwiegereltern) zu Besuch als seine Frau, etwa wenn er auf dem Weg zur oder von der Arbeit "kurz mal reinschauen kann" (siehe oben).

Alter

ALDOUS & HILL (1965) berichten, daß 70% der jung verheirateten Erwachsenen ihre Eltern wöchentlich sahen. Dagegen sahen nur 40% dieser Elterngeneration ihre eigenen Eltern wöchentlich. Dies deutet darauf hin, daß die mittlere Generation stärker in ihrer Kernfamilie, d.h. bzgl. ihrer Kinder, engagiert ist als gegenüber ihren Eltern.

Familienstand

Die Frage, ob Verwitwung den Kontakt zu den erwachsenen Kindern fördert, ist nicht eindeutig geklärt, zumal es eine starke Alterskonfundierung gibt. Nach TROLL et al. (1979) haben Witwen häufig Kontakt zu ihren erwachsenen Töchtern, die diesen Kontakt angeblich auch genießen. Dagegen geben erwachsene Söhne häufig Pflichtgefühl als Motiv für die Aufrechterhaltung oder Intensivierung des Kontaktes zu einem verwitweten Elternteil an (vgl. auch ADAMS 1968).

Sozioökonomischer Status

Untersuchungen der 60er Jahre hatten in den USA stärkere Verwandtschaftsbindungen im Sinne der Kontakthäufigkeit in der Unterschicht im Vergleich zur Mittelschicht gefunden (vgl. ADAMS 1970, WATSON & KIVETT 1976). Dieser Befund wurde häufig auf stärkere gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit in der Unter- im Vergleich zur Mittelschicht zurückgeführt, aber auch auf die schichtspezifische Wohnsituation: Mittelschichtangehörige sind geographisch mobiler, was wohl eher auf ihre soziale Mobilität als auf gering ausgeprägte Familienbande zurückgeführt werden muß (BOOTH 1972, LEE 1980, SUSSMAN 1970). Dafür würde auch der Hinweis von TROLL (1971) sprechen, daß Unterschichtsfamilien sich zwar öfter besuchen, aber seltener (als in der Mittelschicht) alle Familienmitglieder beieinander sind. Auch

in Polen haben - und zwar unabhängig von der Wohnsituation - Eltern um so häufiger Kontakt mit ihren erwachsenen Kindern, je niedriger ihr Einkommen ist.

Allerdings gibt es auch Daten, die eine höhere Kontakthäufigkeit innerhalb von Mittelschichtsfamilien im Vergleich zu Unterschichtsfamilien anzeigen: (a) Angehörige von Mittel- und Oberschicht schreiben sich gegenseitig häufiger und telefonieren häufiger miteinander als Angehörige der Arbeiterschicht. ADAMS (1968) führt diesen Befund auf die größeren finanziellen und verbalen Ressourcen der Mittel- und Oberschichtsfamilien zurück. (b) In der Untersuchung von BELL (1969) hatten 60% der Eltern aus der Mittelschicht und 52% der Eltern aus der Arbeiterschicht in den zwei Wochen vor dem Interview Kontakt zu einem ihrer Kinder.

Geographische Region

SUSSMAN (1970) berichtet Befunde, wonach es in der Stadt häufiger zu Kontakten zwischen Verwandten kommt als auf dem Lande (vgl. auch WATSON & KIVETT 1976). SUSSMANs Erklärungshypothese: In der Stadt sei aufgrund der anonymen Lebenssituation die Möglichkeit, Kontakte zu Personen außerhalb der eigenen Verwandtschaft zu entwickeln, erschwert. Diese Vermutung wird gestützt durch einen weiteren Befund, der von SUSSMAN (1970) zitiert wird: Die Landbevölkerung pflegt mehr Kontakt zu Nachbarn und Freunden als die Stadtbevölkerung. Geht man davon aus, daß sich die Landbevölkerung in ihrem Bedürfnis nach Sozialkontakt nicht grundsätzlich von der Stadtbevölkerung unterscheidet, erscheint die Erklärung von SUSSMAN plausibel (vgl. auch SEELBACH 1976).

Es gibt allerdings auch gegenteilige Befunde, denen zufolge sich Familien, die auf dem Lande wohnen, häufiger besuchen als Familien, die in der Stadt wohnen (vgl. LEE 1980, TROLL 1971, p. 107). Dies scheint auch in Polen zu gelten (PIOTROWSKI 1977).

Möglicherweise ließen sich diese Widersprüche aufklären, wenn man die räumliche Distanz zwischen den Wohnungen berücksichtigen würde. So meint LEE (1980), daß die Stadt-Land-Unterschiede bzgl. Kontakthäufigkeit primär bei Umsiedlern bestünden und auf räumliche Nähe zurückgingen (Erläuterung: z.B. Migration von einem gemeinsamen Landsitz in unterschiedliche Städte).

Soziale Mobilität

Während sozialer Aufstieg nicht generell zur Verringerung gegenseitiger Kontakte zu führen scheint, gibt es einige spezielle Effekte beim sozialen Abstieg: Eltern-Kind-Kontakte sind durch den Abstieg kaum beeinflusst; jedoch kommen Geschwister und entfernte Verwandte seltener (ADAMS 1967, ALDOUS 1967) zu Besuch. ROSENBERG (1970) und POPE (1964) fanden geringeren Kontakt mit den Verwandten während der Arbeitslosigkeit. Allerdings steigt die Besuchshäufigkeit zunächst an, vielleicht um dem Betroffenen über die Krise hinwegzuhelfen. Denkbar wäre auch eine - zugegebenermaßen provokative - Deutung dieses Befundes: Möglicherweise hatte der Arbeitslose mehr Zeit oder war öfter für Besuche verfügbar.

Negativ auf die Besuchshäufigkeit wirkt es sich auch aus, wenn die Tochter durch Heirat eines Mannes aus einer niedrigeren Schicht "absteigt" (TROLL 1971).

Aber auch nicht heiratsbedingter sozialer Abstieg scheint sich bei Frauen negativer auf die Häufigkeit von Kontakten zu Familienmitgliedern niederzuschlagen als bei Männern. Das ist jedenfalls die Schlußfolgerung, die LEE (1980, p. 917, 928) aus mehreren Untersuchungsergebnissen zieht.

5. Hilfeleistungen

5.1 Unspezifizierte Hilfeleistungen

5.1.1 Erwartungen, Wünsche

Nach SUSSMAN (1970) erwarten Eltern von ihren Kindern hauptsächlich emotionale Unterstützung. Darauf hatte bereits SCHORR (1960) hingewiesen mit der Bezugnahme auf Daten, die mit der "Scale for role of adult child of aging parents" von HAVIGHURST (1956) gewonnen worden waren. Die beiden Items mit der häufigsten Zustimmung lauten: (a) "Keeping in close personal touch by visits, letters, or actually living together", (b) "Having no responsibility for caring financially for parents but feeling a real responsibility for maintaining satisfactory relations with them - visiting them, keeping in touch." Die Bedeutung emotionaler Zuwendung verdeutlichen auch Zahlen von STREIB & THOMPSON (1969): 84% der aus dem Arbeitsleben ausscheidenden (männlichen) Probanden gaben an, "children should visit their parents frequently" und 82% meinten, "children should write their parents often" (siehe auch 4.1).

Andererseits stellen Eltern selten finanzielle Forderungen an ihre Kinder, möglicherweise auch um nicht die affektive Bindung zu gefährden (vgl. auch HESS & WARING 1978, STREIB 1965, 1972). Auf die Frage, ob affektive oder finanzielle Verantwortungsübernahme zwischen den Generationen wichtiger sei, antworteten 65% der Eltern aber nur 35% der erwachsenen Kindern, affektive Verantwortung sei wichtiger; der jeweilige Rest hielt affektive und finanzielle Hilfe für gleichwertig. Niemand favorisierte finanzielle Verantwortungsbereitschaft (STREIB 1965).

BELL (1969) identifizierte drei Hauptproblembereiche alter Menschen: (a) nachlassende Gesundheit, (b) mangelndes Einkommen und (c) Einsamkeit verlangen nach Hilfe. Während in allen sozialen Schichten das

Gesundheitsproblem dominierte, folgte in der Arbeiterbevölkerung an zweiter Stelle die unzureichende finanzielle Versorgung, während die Angehörigen der Mittelschicht die Einsamkeit als ihre zweitgrößte Sorge anführten.

Die meisten Personen über 75 Jahre können allerdings für sich selbst sorgen; in der Regel sind sie und wollen sie nicht abhängig sein, aber sie wollen und brauchen in Krankheitsfällen und Krisensituationen jemanden, auf den sie sich verlassen können (BLENKNER 1965; SEELBACH 1976). Unter dauerhafter Abhängigkeit würden die meisten alten Menschen nach Ansicht von ARLING (1976) dagegen ausgesprochen leiden, weil sie dann die Beziehung zu ihren Kindern als unausgewogen erleben müßten.

Der Wunsch nach Hilfe ist aber keinesfalls auf Krankheitsfälle oder Krisensituationen beschränkt. In HILLs (1970) Untersuchung gaben immerhin fast 50% der Probanden der ältesten Generation an, sie würden sich bei familiären und persönlichen Problemen an Familienmitglieder um Rat wenden. Für diese Generation dürften das in aller Regel die eigenen Kinder sein. Tatsächlich gaben die meisten Mitglieder der ältesten Generation in HILLs Untersuchung an sie würden sich in Krisenfällen zuerst an ihre Kinder und dann an Freunde mit der Bitte um Hilfe wenden. Erst wenn die eigenen Kinder und Freunde nicht helfen könnten, würden sie sich an öffentliche Einrichtungen wenden (HILL 1970, p. 69). Ähnliche Befunde berichten PIOTROWSKI (1977) aus Polen: Der überwiegende Teil sowohl der Generation der alten Eltern als auch der Generation der erwachsenen Kinder hält die Kinder in erster Linie für Hilfe gegenüber den Eltern verantwortlich und erst in zweiter Linie den Staat.

Einhellig ist das Bild allerdings auch hier nicht: (a) In einer Untersuchung von YANKELOVICH, SKELLY & WHITE (1977) stimmten zwei Drittel der Befragten (junge und mittelalte Eltern) folgender Aussage zu: "Children

don't have an obligation to their parents regardless of what parents have done for them." Es ist anzunehmen, daß diese Personen sich selbst wahrscheinlich auch nicht an ihre Kinder mit der Bitte um Hilfe und Unterstützung wenden würden. (b) ESPENSHADE (1977) fand bei weißen Eltern auf Hawaii, daß 90% aus der Mittelschicht und 73% aus der Unterschicht angaben, "they did not expect to rely at all on their children in old age."

Umfangreiche Arbeiten zu intrafamiliären Verantwortlichkeitsnormen hat KERCKHOFF (z.B. 1965) geleistet. Er fand in seinen Untersuchungen drei Wertcluster (norm-value clusters) in bezug auf die (erwachsenen) Kind-Eltern-Beziehung:

(1) "Extended family-cluster": Die Eltern erwarten, nahe bei ihren Kinder zu leben; sie erwarten ein beträchtliches Maß an gegenseitiger Hilfe und Zuneigung; Aufgabenteilung orientiert sich an Geschlechtsrollen; Veränderungen in der Familienstruktur und sozialer Aufstieg der Kinder werden als bedrohlich und konfliktträchtig erlebt. Familien mit diesem Wertsystem fand KERCKHOFF häufig in der Arbeiterschicht, in (religionsbedingt?) großen Familien, in ländlichen Gegenden/unter Farmern.

(2) "Nucleated family-cluster": Die Eltern erwarten weder gegenseitige Hilfe, noch wollen sie in der Nähe der Kinder leben; der Haushalt wird arbeitsteilig geführt; Veränderungen werden als positiv zu bewertende Entwicklungen verstanden; sozialer Aufstieg der Kinder wird als Entwicklungsoptimierung verstanden. Diese Werte werden häufiger von Mittelschichtfamilien vertreten.

(3) "Modified extended family-cluster": Familien dieses Typs nehmen bzgl. der relevanten Werte (siehe (1) und (2)) eine Mittelstellung ein.

5.1.2 Tatsächliche Hilfeleistungen

Drei Fünftel der Hilfe für alte Menschen im Alter von 60 und mehr Jahren kommt von ihren Kindern (HÖRL & ROSENMAYR 1981). HILL (1965) berichtet, daß von 100 Hilfeleistungen, die die alten Eltern (älteste Generation) erhalten, 65 von ihren erwachsenen Kindern und (ebenfalls erwachsenen) Enkelkindern erbracht werden. Eine Untersuchung des General Accounting Office (GAO 1979) in Cleveland, USA, ergab, daß ältere Menschen, unabhängig von ihrem Gesundheitszustand, etwa 50% aller Dienstleistungen von ihren Kindern erhalten. Bei Behinderten und besonders bedürftigen Menschen sind es sogar bis zu 70%. Dabei sind nach TROLL et al. (1979) die häufigsten Leistungen Einkaufen, Hausarbeiten und Beratung in finanziellen Angelegenheiten. In der Bundesrepublik wird 73% der über-80jährigen, die zu Hause leben und von ihren Kindern Hilfe erwarten, diese Hilfe auch tatsächlich gewährt (BMJFG 1980).

Andere Daten lesen sich nicht ganz so optimistisch: SEELBACH (1976) etwa berichtet, daß nur 24,4% der Probanden Hilfe beim Lebensmitteleinkauf, 23,3% Hilfe beim Hausputz und 18,5% Unterstützung bei schwerer Arbeit von ihren Kindern erhielten. Dagegen erhielten nur wenige Eltern Hilfe und Unterstützung bei der Körperpflege (z.B. "bathing": 1,8%; "toileting": 1,3%). Nach den Daten von ROSENMAYR (1977) erhalten ca. 13% der alten Mütter und ca. 9% der alten Väter, die nicht mit ihren erwachsenen Kindern oder Schwiegerkindern zusammenleben, Hilfe im Haushalt von diesen. Einkaufshilfe wird dagegen fast doppelt so häufig geleistet. Diese Angaben decken sich etwa mit denen von BRACEY (1966), der fand, daß 15% seiner Probanden regelmäßig Dienstleistungen wie Einkaufen, Hausarbeit, Kochen und Beratung in finanziellen Angelegenheiten von ihren erwachsenen Kindern erhalten.

Einen indirekten Hinweis auf die vorhandene Unterstützung alter Menschen durch ihre Kinder geben auch die Daten von LIPMAN & LONGINO (1981), denen

zufolge die Anzahl solcher Kontaktmöglichkeiten, die als soziale und emotionale Unterstützung zu klassifizieren sind, bei Bewohnern sog. Altengemeinden (life-care communities) in den USA mit der Anzahl eigener Kinder steigt.

Die kränkeren Probanden aus der Stichprobe von KLUSMANN et al. (1981), die bei einem ihrer erwachsenen Kinder wohnten, erhielten in 96% der Fälle Hilfe bei der Zimmerreinigung und in 66% der Fälle Hilfe bei der Essenszubereitung. Für die Gesünderen waren die entsprechenden Zahlen mit 60%, 58% und 31% immer noch recht hoch.

Trotz der stark unterschiedlichen Zahlenangaben kommen die meisten Autoren zu dem Schluß, daß die traditionellen Formen der praktischen und psychologischen Unterstützung der älteren Generation durch die jüngere weiterhin die Regel sind (vgl. auch IMLAU & LEITNER 1976, ROSENMAYR 1973, ROSENMAYR & KÖCKEIS 1965, SHANAS 1967, SUSSMAN 1970, TOWNSEND 1957). HAGESTAD (1981, p. 26f) etwa schreibt: "We have found that family members still share goods and services (ADAMS 1968, HILL 1970, TROLL & BENGTON 1979) and serve one another as reliable sources of continuing human contact, emotional support und confident relationship (BABCHUK 1978, SCHULMAN 1975, SHANAS 1979, TOWNSEND 1957)".

Es wäre allerdings falsch, nähme man an, die Hilfeleistungen würden in eine Richtung - von den erwachsenen Kindern zu ihren Eltern - fließen. Vielmehr ist gegenseitige Hilfe und Unterstützung die Regel (vgl. HESS & WARING 1978, PIOTROWSKI 1977, RILEY & FONER 1968, SCHORR 1960, SHANAS 1967, SUSSMAN 1970, 1976). Dabei ist allerdings die Richtung der Hilfeleistung stark von der Art der Hilfe abhängig: In der Untersuchung von HILL (1970) beispielsweise erhielt die jüngste Generation (junge verheiratete Erwachsene) hauptsächlich ökonomische Unterstützung (in 49% der Fälle) und Hilfe bei der Betreuung ihrer Kinder (in 78% der Fälle), während sie am meisten Unterstützung im Krankheitsfall gewährte (in 47% der Fälle).

Allgemeiner formuliert es SUSSMAN (1970): Eltern gewähren ihren erwachsenen Kindern (besonders in der Mittel-, weniger in der Unterschicht) primär finanzielle Unterstützung; die Kinder erbringen dafür Dienstleistungen wie Besorgungen machen, Behördengang etc. Die Richtung der Hilfeleistung korreliert darüber hinaus stark mit dem Alter der erwachsenen Kinder und ihrer Eltern: Während erwachsene Kinder nach Gründung einer eigenen Familie und eines eigenen Haushalts zunächst stärker von ihren Eltern (besonders in finanzieller Hinsicht) unterstützt werden als daß sie diese unterstützen, verändert sich das Verhältnis der Hilfeleistungen im Laufe der Zeit: mit zunehmendem Alter beider Generationen werden die Eltern zunehmend zu den Hilfeempfängern und die Kinder zunehmend zu Helfern (vgl. KÖCKEIS 1970).

5.1.3 Korrelate erwarteter und geleisteter Hilfe

Geschlecht

Mütter mittleren Alters erwarten mehr Hilfe von ihren Töchtern als von ihren Söhnen (HAGESTAD 1981).

Alte Menschen in den USA fragen, ungeachtet welcher sozialen Gruppierung sie angehören, am ehesten die Tochter um Hilfe (SHANAS 1962, 1967; TROLL 1971).

Unter den Frauen ist die Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme für die eigenen Eltern bei der jüngsten Tochter am stärksten ausgeprägt (WAKE & SPORAKOWSKI 1972).

Insgesamt scheint die junge Frau ihren Eltern sehr viel näher zu stehen als der junge Mann (GRAY & SMITH 1960, KOMAROWSKI 1956, TROLL 1971), besonders in Krisenzeiten (SHANAS 1961).

Es gibt aber auch Daten, die einen gegenteiligen Trend widerspiegeln: SANDERS & SEELBACH (1981) fanden einen - wenn auch nicht statistisch signifikanten - Unterschied bzgl. der Norm familiärer Versorgung alter Menschen: sie war bei den männlichen Probanden stärker ausgeprägt.

Söhne und Töchter fühlen sich doppelt so häufig der Mutter enger verbunden als dem Vater (LOWENTHAL et al. 1975).

In SEELBACHs (1976, 1978) Untersuchung äußerten Mütter über 65 mehr "filial responsibility expectations" als Väter über 65.

In der Untersuchung von ADAMS (1968) geben Männer und Frauen gleich viel Hilfe gegenüber ihren verwitweten Eltern an; andererseits erhalten Töchter mehr Hilfe von einem verwitweten Elternteil als Söhne.

Alter

Variationen in der Bereitschaft, den eigenen Eltern zu helfen, treten mit dem Alter auf. Erstaunlicherweise geben Jugendliche besonders häufig an, sich um Verwandte kümmern zu wollen (WAKE & SPORAKOWSKI 1972). Dagegen ist es die mittlere Generation, die sich dann tatsächlich am häufigsten um die Alten kümmert (HILL 1970).

In HILLs Untersuchung waren es die Angehörigen der mittleren Generation, die relativ zu der jungen und alten Generation die meiste Hilfe leisteten und gleichzeitig am wenigsten Unterstützung und Hilfe erhielten. Sie fühlten sich gleichzeitig (noch) stark für ihre bereits erwachsenen und verheirateten Kinder und für ihre alten Eltern verantwortlich. Für viele scheint diese doppelte Verantwortlichkeit eine erhebliche physische und psychische Belastung darzustellen (vgl. HAGESTAD 1981, p. 31).

Ebenso variieren (aber nicht mit umgekehrtem Vorzeichen) die "filial responsibility expectations" der Eltern mit ihrem Alter. In SEELBACHS (1976, 1978) Untersuchung stiegen die Erwartungen der Eltern an ihre Kinder mit dem Alter der Eltern. Bei diesem Befund gilt es aber zu bedenken, daß in SEELBACHS (1976, 1978) Stichprobe alle Probanden 65 oder älter waren. HANSON, SAUER & SEELBACH (1978) verwendeten ein ganz ähnliches Instrument zur Erfassung der "filial responsibility" wie SEELBACH (1976, 1978), untersuchten aber eine Stichprobe mit breiterem Altersspektrum. Die Ergebnisse sind denen von WAKE & SPORAKOWSKI (1972) ähnlich: Personen, die jünger als 30 waren, hatten die ausgeprägtesten "filial responsibility norms", gefolgt von den Probanden zwischen 31 und 59. Die niedrigsten "filial responsibility norms" hatten Personen, die älter als 60 waren. Leider berichten HANSON et al. (1978) keine Normunterschiede innerhalb der drei Altersgruppen. Dadurch wird ein Vergleich zu den Daten von SEELBACH (1976, 1978) unmöglich.

Es bleibt offen, was sich hinter den Alterseffekten verbirgt: Möglicherweise ist der Alterseffekt bei HANSON et al. (1978) ein "Rolleneffekt" (vgl. auch HILL 1970) und der Alterseffekt bei SEELBACH (1976, 1978) ein "Bedürfniseffekt". Möglicherweise handelt es sich sogar nur um einen Methodeneffekt, denn die dritte operationalisierung der "filial responsibility" aus der Arbeitsgruppe um SAUER und SEELBACH erbrachte abermals ein anderes Ergebnis: Auf die Frage "whom do you think should care for the elderly who have problems" antworteten im Vergleich zu allen anderen Altersgruppen am häufigsten die 30-39jährigen mit familiären Hilfsquellen (SANDERS & SEELBACH 1981).

Familienstand

Alleinstehende (verwitwete oder geschiedene) Eltern gaben in SEELBACHS (1976, 1978) Untersuchung ausgeprägtere "filial responsibility expectations"

an als Verheiratete. In Übereinstimmung mit den Erwartungsunterschieden wird alleinstehenden Eltern tatsächlich auch mehr Hilfe und Unterstützung von ihren Kindern gewährt.

Verwitwete Probanden gaben auf die oben wiedergegebene Frage von SANDERS & SEELBACH (1981) nach der Verantwortung für die Versorgung alter Menschen häufiger als Verheiratete, Getrenntlebende und Ledige Antworten, die auf eine Norm familiärer (vs. gesellschaftlicher) Verantwortung für alte Menschen schließen lassen.

Sozioökonomischer Status

In Polen ist die Erwartung, daß erwachsene Kinder ihren alten Eltern im Bedarfsfall Hilfe leisten, bei der bäuerlichen Landbevölkerung größer als in anderen Berufsgruppen.

Dagegen fand SEELBACH (1976, 1978), der Eltern über 65 nach ihren "filial responsibility expectations" fragte, in höheren Einkommensschichten ausgeprägtere Erwartungen an die eigenen Kinder als in unteren Einkommensschichten. SANDERS & SEELBACH (1981) fanden denselben Zusammenhang zwischen Versorgungsnorm und Schichtzugehörigkeit: Auf die Frage "whom do you think should care for the elderly who have problems?" antworteten die Probanden um so häufiger mit der Nennung familiärer Hilfsquellen, je höher ihre Bildung war. Der Zusammenhang war zwar nicht statistisch signifikant aber absolut gesehen deutlich.

Entgegen diesen Erwartungen und Normen fließt in der Mittelschicht Hilfe häufig von den Eltern zu den erwachsenen Kindern (mittleren Alters), in der Arbeiterschicht ist eher das Umgekehrte der Fall (SCHORR 1960, SHANAS 1967, SUSSMAN & BURCHINAL 1962). Das bestätigen auch die Daten von SEELBACH (1978), denen eine negative Korrelation zwischen Einkommen der Eltern und Ausmaß der Hilfeleistungen und Unterstützungen durch ihre Kinder zu entnehmen ist. In dieselbe Richtung gehen auch Daten von HESS & WARING

(1978): Unter den städtischen Familien mit niedrigem Einkommen erhalten die älteren Angehörigen am ehesten materielle Unterstützung von ihren Kindern. Gegenleistungen sind "baby-sitting" und Beratung bei schwierigen Entscheidungen.

Möglicherweise gehen die widersprüchlichen Befunde auf die fehlende Berücksichtigung der offensichtlichen Interaktion zwischen Schichtzugehörigkeit und Hilfeart zurück: TROLL (1971) meint, daß alte Eltern generell ihren erwachsenen Kindern möglichst viel Hilfe zukommen lassen wollen. Es hängt allerdings von den ihnen verfügbaren Ressourcen ab, welche Hilfe sie geben können. Während in der Mittelschicht Hilfe häufiger in Form finanzieller Unterstützung gewährt wird, nimmt Hilfe in der Unterschicht häufiger die Form von Dienstleistungen (z.B. Kinderbetreuung etc.) an (siehe auch Punkt 5.2.3).

Interessanterweise gibt es einen deutlichen Effekt der Schichtzugehörigkeit auf die erwarteten Kosten von Hilfeleistungen: Gefragt, wie belastend diverse Hilfeleistungen wie Kochen, Einkaufen, gemeinsame Freizeit etc. für sie waren, gaben 75% der Mittelschichtangehörigen, aber nur 35% der Arbeiter in LIEBERMANS (1978) Untersuchung an, sie empfänden diese Hilfen als etwas oder sehr belastend.

Geographische Region

In Untersuchungen von DINKEL (1944) und WAKE & SPORAKOWSKI (1972) zeigten sich die aus ländlichen Gebieten stammenden Versuchspersonen insgesamt verantwortungsbereiter für das Wohlergehen ihrer Eltern als Versuchspersonen aus der Stadt.

Genau entgegengesetzt sind die Befunde von SAUER, SEELBACH & HANSON (1978): Sie fanden bei der Stadtbevölkerung eine ausgeprägtere

Verantwortlichkeitsnorm bzgl. Hilfeleistungen erwachsener Kinder ihren Eltern gegenüber besonders bei älteren Personen. Allerdings erscheint das Kriterium für die Unterteilung der Stichprobe in Landbevölkerung (Gemeinden mit weniger als 50 000 Einwohnern) und Stadtbevölkerung (Gemeinden mit mehr als 50 000 Einwohnern) fragwürdig.

Religionszugehörigkeit

DINKEL (1944) fand, daß die Bereitschaft zur Unterstützung der Eltern unter anderen mit der Religionszugehörigkeit zusammenhängt. In seiner Untersuchung zeigten katholische Studenten die größte Bereitschaft zur Unterstützung ihrer Eltern, gefolgt von den Protestanten. In ihren Untersuchungen über die Nähe (closeness) zu den Eltern berichten LANDIS (1960) und ROBINS & TOMANEC (1962) ähnliche Ergebnisse: jüdische Kinder standen ihren Eltern am nächsten, gefolgt von Katholiken, Protestanten und Religionslosen. WAKE & SPORAKOWSKI (1972) haben diese Ergebnisse bestätigt. DINKEL nimmt an, daß sich die Religionszugehörigkeit in Solidarität, Traditionsgebundenheit und Autoritätsbewußtsein niederschlägt. Diese Faktoren scheinen eng mit der familiären Verantwortungsbereitschaft verbunden zu sein.

Kosten der Hilfeleistung

Die Bereitschaft, die eigenen Eltern zu unterstützen, variiert mit den erlebten/erwarteten Belastungen, die die Hilfeleistung für das Kind mit sich bringt. In DINKELs (1944) Untersuchung sank die Zahl derjenigen, die Verantwortung für die eigenen Eltern akzeptierten, um 36% und stieg die Zahl derer, die Verantwortung explizit ablehnten, um 39%, wenn sich die Umstände von "normal belastend" zu "extrem belastend" veränderten.

Gesundheitszustand

In SEELBACHs (1976, 1978) Untersuchung stiegen die "filial responsibility expectations" der Eltern mit zunehmend schlechtem Gesundheitszustand. Die Kinder kommen diesen Erwartungen offensichtlich nach: Je schlechter der Gesundheitszustand ihrer Eltern, desto mehr Hilfe und Unterstützung gewährten sie ihnen.

5.2 Spezifische Hilfeleistungen: Finanzielle Unterstützung

5.2.1 Erwartungen, Wünsche

In der Untersuchung des US-amerikanischen National Council on the Aging (1974) gaben 40% der Befragten über 65 an, nicht genug zum Leben zu haben. Auf die Frage, wer sie im sächlich finanziell versorgen sollte, nannten 28% der alten Menschen über 65 Jahre ihre Kinder, der Rest gab staatliche Einrichtungen bzw. den ehemaligen Arbeitgeber an (HAWKINSON 1965). Dieses Verhältnis stimmt mit den Beobachtungen von STREIB & THOMPSON (1969⁵) überein, nach denen alte Menschen generell eher staatliche Organe für ihre Versorgung verantwortlich wissen wollen. Auch SEELBACH (1977) fand ähnliche Zahlen: 22% seiner Probanden über 65 gaben an, Kinder seien für die finanzielle Unterstützung ihrer Eltern verantwortlich; der Rest (78%) gab dem Staat die Verantwortung.

Ganz im Unterschied dazu antworteten mehr als 75% sowohl der Eltern als auch der erwachsenen Kinder auf die allgemeine Frage, was ein "guter" Sohn oder eine "gute" Tochter für seine bzw. ihre Eltern tut, der Sohn oder die Tochter sollten finanzielle Unterstützung gewähren (SCHORR 1960).

LEICHTER & MITCHELL (1967) fanden einen ganz ähnlichen Widerspruch: Fast 75% ihrer Probanden meinten, daß Familien (gemeint sind erwachsene Kinder)

auf Anschaffungen für ihre Kinder verzichten sollten, wenn die Eltern (der erwachsenen Kinder) Unterstützung benötigen; gleichzeitig fand aber mehr als die Hälfte der Stichprobe, es sei für Eltern eine Schande, wenn sie im Alter von ihren Kindern finanziell unterstützt werden müßten.

5.2.2. Tatsächliche finanzielle Unterstützung

16% der Haushalte in der BRD leisten regelmäßig einen Beitrag zum Lebensunterhalt einer nicht im Haushalt lebenden Person, die nicht dem Kreis der Kernfamilie angehört. Die Unterhaltsleistungen werden in Form reiner Geldzuwendungen, reiner Sachleistungen oder, was der häufigste Fall ist, in Form kombinierter Geld- und Sachleistungen gewährt. Ein Viertel der Empfänger sind Mütter des Haushaltsvorstandes, 15% der aufgewendeten Leistungen kommen dem Vater, 8% der Schwiegermutter und 5% dem Schwiegervater des Haushaltsvorstandes zu (IMLAU & LEITNER 1976).

Nach MURRAY (1973) geben in den USA 19% verheirateter Männer, 16% unverheirateter Männer und 12% unverheirateter Frauen ihren alten Eltern finanzielle Unterstützung.

SCHORR (1960) meint, daß lediglich zwischen 5% und 10% aller erwachsenen Kinder ihren Eltern regelmäßig finanzielle Hilfe zukommen lassen. Diese Angaben decken sich etwa mit denen von BRACEY (1966): Er fand, daß 9% seiner Probanden ihren Eltern regelmäßig finanzielle Unterstützung gewähren.

Nach HÖRL & ROSENMAYR (1981) erhalten in Österreich nur 7% der Alten finanzielle Unterstützung von ihren Kindern, dagegen greifen 25% der Alten ihren Kindern auf diese Weise unter die Arme. Diese Beobachtung, daß Eltern ihren erwachsenen Kindern mehr finanzielle Hilfe leisten als umgekehrt, wird sowohl von SCHORR (1960) als auch von STREIB (1965) bestätigt.

5.2.3 Korrelate erwarteter und geleisteter finanzieller Unterstützung

Geschlecht

Frauen erhalten mehr finanzielle Unterstützung als Männer von Angehörigen im allgemeinen (nach STATISTISCHES BUNDESAMT 1975, Tab. 10, sind es 23% versus 0,3% bei Frauen versus Männern über 65) und von ihren Kindern im besonderen (nach HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 6, sind es 19% der Frauen über 65 und 9% der Männer über 65). Die Ursache dieses Geschlechtseffektes liegt wohl in der höheren Bedürftigkeit alter Frauen, die in der Regel niedrigere Renten bzw. Sozialleistungen beziehen als Männer (HÖRL & ROSENMAYR 1981).

Alter

Ältere Personen (65-75) werden häufiger finanziell von ihren erwachsenen Kindern unterstützt als jüngere (60-64) (HÖRL & ROSENMAYR 1981). Angesichts der von diesen Autoren gewählten Alterskategorien liegt die Vermutung eines "Ruhestandseffektes" nahe.

Familienstand

Der "Familienstand" hat besonders bei Männern einen Einfluß auf das Ausmaß finanzieller Unterstützung durch Angehörige: Bei Männern über 65 bestand 1970 in der BRD folgender Zusammenhang zwischen Familienstand und finanzieller Unterstützung durch Verwandte: 5% der Ledigen, 0,3% der Verheirateten und 0,5% der Verwitweten erhalten finanzielle Unterstützung (IMLAU & LEITNER 1981).

Ähnliches fand SCHORR bereits 1960: Am häufigsten wurden alleinstehende Mütter, weniger häufig alleinstehende Väter und am seltensten verheiratete Eltern finanziell von ihren erwachsenen Kindern unterstützt.

Sozioökonomischer Status

Nach SUSSMAN (1970) besteht in den USA zwischen Unterschicht und Mittelschicht zwar ein Unterschied bzgl. der absoluten Höhe der intrafamiliären finanziellen Unterstützung nicht aber bzgl. der Häufigkeit der Fälle, in denen solche Hilfe geleistet wird.

Allerdings scheint in der Arbeiterschicht die finanzielle Hilfe von den erwachsenen Kindern zu den Eltern zu fließen, während in der Mittelschicht die Eltern häufiger ihre erwachsenen Kinder finanziell unterstützen (BELL 1969, TROLL 1971, vgl. auch Punkt 5.1.3).

Dazu im Widerspruch stehen Ergebnisse, die SCHORR (1960) berichtet und die nur unter der Annahme ausgeprägter sozialer Mobilität von Generation zu Generation plausibel sind: Der Prozentsatz von erwachsenen Kindern, die ihre Eltern finanziell unterstützen, steigt mit dem Einkommen der Kinder. Umgekehrt sind es die Eltern der unteren Einkommensklassen, die am häufigsten finanzielle Unterstützung durch ihre Kinder beziehen.

Religionszugehörigkeit

Offensichtlich gibt es keinen Zusammenhang zwischen Religionszugehörigkeit und finanzieller Unterstützung der Eltern durch ihre erwachsenen Kinder, zumindest nicht in der Untersuchung von GLASSER & GLASSER (1962). Diese Autoren finden aber einen Zusammenhang zwischen religiöser Orthodoxie und finanzieller Hilfe: "...children who are less orthodox than their parents in their religious orientation are more likely to give financial aid to their parents than children who have the same religious identification." (p.49).

5.3 Spezifische Hilfeleistungen: Pflege im Krankheitsfall

5.3.1 Erwartungen, Wünsche

Hilfe in einem unerwarteten Krankheitsfall (emergency medical aid) erwarteten 32% der Eltern über 65 aus HAWKINSONS (1965) Untersuchung von ihren erwachsenen Kindern, während 63% Hilfe von staatlicher Seite (federal, state, or local government) erwarten.

In der Untersuchung von KLUSMANN et al. (1981) bejahten fast 50% der befragten Erwachsenen, die eine Elternperson bei sich wohnen hatten, die Aussage "der alte Mensch muß erwarten können, daß seine Kinder ihn bei Pflegebedürftigkeit zu sich aufnehmen". Zu bedenken gilt es aber bei der Interpretation dieses Befundes, daß es sich um eine ausgewählte und keinesfalls repräsentative Stichprobe handelt, wobei das Selektionskriterium sicher noch mit dem oben wiedergegebenen Einstellungsthem korreliert ist.

In den USA wollen Eltern offensichtlich lieber in öffentlichen Einrichtungen gepflegt werden als von ihren Kindern (STREIB & BECK 1980). Sie betrachten dies als Rückerstattung der während ihres Arbeitslebens geleisteten Sozialbeiträge. Interessanterweise ziehen die Eltern analog eine Rückerstattung der ihren Kindern zur Erziehung und Ausbildung geleisteten Aufwendungen nicht in Betracht (STREIB & BECK 1980).

KLUSMANN et al. (1981) fragten erwachsene Personen mittleren Alters, die eine Elternperson im eigenen Haus pflegten, was sie diesbezüglich von ihren eigenen Kindern erwarten und formulierten dazu zwei Hypothesen: "(a) Die Erfahrung der eigenen Belastung vermindert die Bereitschaft, den eigenen Kindern etwas Ähnliches zuzumuten. (b) Die Tatsache, daß eine Angehörige die Betreuung trotz schwerer Belastungen auf sich nimmt, ist ein Zeichen dafür, daß in ihrer Familie gegenseitige Verpflichtungen einen sehr hohen

Stellenwert haben. Daher erwartet sie auch von ihren Kindern diese Einstellung und drückt mit einer zustimmenden Antwort aus, daß sie sich auf ihre Kinder verläßt." (p. 218). KLUSMANN et al. (1981) meinen, daß Hypothese (a) richtig ist, soweit die Belastungen auf interpersonellen Konflikten beruhen. Die zweite Hypothese scheint in Familien mit positivem emotionalen Klima zu gelten: Dort haben die erbrachten Opfer ihren Sinn in der Verbundenheit mit der Elternperson, der gegenseitigen Anerkennung und der Familientradition.

Wie stark sich die Erwartungen der Eltern, im Krankheitsfall von ihren erwachsenen Kindern gepflegt zu werden, von Land zu Land unterscheiden, zeigen Daten aus Polen: 82% der Befragten in PIOTROWSKI's Untersuchung (vgl. PIOTROWSKI 1977, p. 166) meinten, die Kinder seien verantwortlich für die Pflege alter Menschen im Krankheitsfall.

5.3.2 Tatsächliche Pflegeleistungen

Trotz wachsender öffentlicher Pflegeangebote ist in den USA die häusliche Pflege stärker verbreitet als die Heimunterbringung, der immer noch ein Stigmatisierungseffekt (ROSENMAYR 1977) anzuhaften scheint: In Institutionen waren 1975 nur etwa 5% der Alten untergebracht. Dagegen wurden doppelt so viele bettlägerige alte Menschen zuhause gepflegt wie in Institutionen aller Art untergebracht waren. Dieses Verhältnis hat sich seit 1962 (trotz vermehrter öffentlicher Pflegeangeboten) nicht geändert (SHANAS 1979).

Von den Pflege leistenden Familienangehörigen werden ca. 80% aller Leistungen bzgl. Haushaltsführung, Essenszubereitung und Einkaufen erbracht. Nur selten werden bezahlte Helfer beansprucht und nur 2% der zu Hause gepflegten bettlägerigen Alten beanspruchen öffentliche Sozialdienste (vgl. ATCHLEY 19803, p. 362).

Der Aufwand, den die Pflegepersonen aufbringen, geht oft an die Grenzen der Belastbarkeit, bedenkt man, daß sie auch ihrer eigenen Kernfamilie verpflichtet sind. Zeitlich betrug die Belastung für Behördengänge, Zimmerreinigung und Kochen von Mahlzeiten beispielsweise in der Untersuchung von KLUSMANN et al. (1981) für 26,3% der Befragten mehr als 2 Stunden täglich, für 22,1% sogar mehr als 4 Stunden.

5.3.3 Korrelate erwarteter und tatsächlicher Pflegeleistungen

Unverheiratete Personen richten ihre Pflegeerwartungen in erster Linie an ihre Kinder, wobei die Erwartung mit zunehmender Entfernung von den Kindern und der Länge der Erkrankung abnimmt (HÖRL & ROSENMAYR 1981).

Alte Menschen ohne Kinder erwarten Hilfe von Nachbarn. Im Fall einer Erkrankung bis zu sieben Tagen sind es 25% aller kinderlosen Frauen; bei langwierigen Krankheiten nur noch 3% (HÖRL & ROSENMAYR 1981).

Bei verheirateten alten Menschen richten sich Pflegeerwartungen viel seltener an Verwandte, Freunde oder Nachbarn. Der Partner stellt die primäre Hilfsquelle dar; das gilt besonders, wenn der Mann erkrankt (HÖRL & ROSENMAYR 1981).

Sozioökonomischer Status

Die Ergebnisse einer Untersuchung von BELL (1969) legen den Schluß nahe, daß Angehörige der Arbeiterschicht ihren Eltern im Krankheitsfall eher zur Seite stehen als Mittelschichtskinder.

Geographische Region

ROSENMAYR (1977) berichtet auf der Grundlage eigener Daten, dass die

Erwartung alter Eltern, im Krankheitsfall von den eigenen Kindern gepflegt zu werden, steigt, je kleiner die Ortschaft ist. Möglicherweise ist dieser Zusammenhang aber eine Scheinkorrelation, die bedingt wird durch die häufigeren Haushaltsgemeinschaften zwischen Alt und Jung auf dem Lande im Vergleich zur Stadt (vgl. Punkt 2.3).

Kosten

In der Untersuchung von KLUSMANN et al. (1981) wurden die Probanden, die ihre pflegebedürftigen Eltern zu sich aufgenommen hatten, gefragt, ob sie diese Entscheidung bereuten und wenn ja, weshalb. Am häufigsten genannt wurden sogenannte Kostenvariablen (Operationalisierungsbeispiel in Klammern), z.B.: (a) Der alte Mensch benötigt viel Hilfe oder Pflege (für die Betreuung werden mehr als drei Stunden täglich benötigt). (b) Die Betreuung ist schon lange Zeit erforderlich (Elternperson ist seit mehr als fünf Jahren unselbständig). (c) Die Angehörige hat Verpflichtungen in anderen Lebensbereichen (die Angehörige ist berufstätig; wenigstens ein Kind unter 18 Jahren lebt im Haushalt; die Angehörige lebt mit (Ehe-)partner zusammen). (d) Viele Verzichtes müssen geleistet werden (soziale Kontakte stark eingeschränkt).

Gesetzgebung und sozialer Wandel

Wie sehr die Versorgung alter Menschen durch ihre erwachsenen Kinder von gesetzgeberischen Eingriffen einerseits und der öffentlichen Meinung andererseits abhängt, beschreibt MUNNICH'S (1977) am Beispiel Holland. In Holland lebten 1977 ca. 10% der Menschen über 65 in Institutionen (meist Altenheimen). Diese Zahl ist nicht nur fast doppelt so groß wie entsprechende Zahlen aus den USA oder der BRD, sondern spiegelt nach Ansicht von MUNNICH'S einen Trend wider, den er auf (a) zunehmende öffentliche Versorgungsgarantien (der "General Assistance Act" entbindet Kinder weitgehend von Versorgungspflichten ihren Eltern gegenüber), (b)

zunehmende geographische Mobilität der erwachsenen Kinder, (c) abnehmende Stigmatisierung des Altersheims in der Bevölkerung und (d) einen allgemeinen Einstellungswandel in der Bevölkerung i.S. abnehmender Verantwortlichkeitsnormen gegenüber den Eltern zurückführt, wobei u.E. die Annahme plausibel ist, daß diese Faktoren stark interagieren.

6. Bewertung und Schlussfolgerungen

Was fällt auf, wenn man die zusammengetragenen Befunde liest? Zunächst einmal scheint es zumindest einige gesicherte Erkenntnisse zu geben: Der Wunsch nach Intimität auf Distanz (vgl. Punkt 3.1) wird von vielen Autoren immer wieder übereinstimmend berichtet. Sicher scheint auch zu sein, daß Hilfe nie einseitig - etwa von den Kindern gegenüber den Eltern oder umgekehrt - geleistet wird sondern eher dem Prinzip "Leistung für Gegenleistung" folgt. Schließlich kann auch als erwiesen gelten, daß die von PARSONS (z.B. 1949) vorhergesagte Isolation der Alten in den Industriegesellschaften ein Mythos ist oder, wie HAGESTAD (1981) meint, eine Hydra, der die Empiriker endgültig alle Köpfe abgeschlagen haben. Die Liebe zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern scheint also nicht, wie eine Probandin in der Untersuchung von KLUSMANN et al. (1981, p. 116) meinte, dem Quadrat der Entfernung zwischen ihnen zu wachsen.

Abgesehen von diesen und einigen anderen grundsätzlichen Erkenntnissen gibt es aber nicht sonderlich viel Übereinstimmung zwischen den Daten unterschiedlicher Untersuchungen. Fast zu jedem Befund gibt es einen gegenteiligen Befund, aus zahlenmäßig absolut oder relativ gesehen ähnlichen Befunden werden je nach Autor und Untersuchungshypothese ganz unterschiedliche Schlüsse gezogen und manchmal gelangen zwei Autoren trotz substantiell unterschiedlichen Daten zu gleichen oder ähnlichen Bewertungen. Deshalb wurden in dieser Arbeit mehr Zahlen als Bewertungen wiedergegeben, und deshalb haben wir uns mit eigenen Bewertungen weitgehend zurückgehalten. Aber auch die Zahlen, so objektiv und vergleichbar sie

aussehen, sind es vielfach nicht, denn selten stimmen die Erhebungs-, Skalierungs- und Klassifizierungssysteme zwischen den Untersuchungen überein.

Die fehlende Übereinstimmung zwischen den Erhebungs- und Beschreibungsmethoden unterschiedlicher Untersuchungen ist aber nicht der einzige Grund für widersprüchliche Befunde. Unseres Erachtens könnten viele Widersprüche geklärt werden, wenn die beobachteten Sachverhalten differenzierter beschrieben würden. Ein Blick auf die unter den Punkten 3.3, 4.3, 5.1.3, 5.2.3, 5.3.3 berichteten Befunden zu Zusammenhängen zwischen "Kovariaten" und der jeweiligen Kriteriums- oder Zielvariable zeigt, daß es praktisch keine einfachen Zusammenhangsmuster gibt. Die Berücksichtigung nur eines Korrelates ohne Einbezug weiterer - intervenierender oder moderierender - Variablen muß angesichts der komplexen Zusammenhänge unweigerlich zu Generalisierungsfehlern führen. Will man solche Generalisierungsfehler vermeiden, muß man nicht nur differenziert beobachten, sondern seine Daten auch multivariat analysieren und beschreiben. Das wurde in vielen der hier zitierten Untersuchungen offensichtlich versäumt und sollte in zukünftigen Untersuchungen bedacht werden.

Für den Psychologen, der sich für die Erklärung von interpersonal verantwortlichem und Hilfehandeln interessiert und dazu auf das individuelle Motiv- und Normsystem rekurrieren möchte, haben die von uns zusammengetragenen Befunde aus der familiensoziologischen Literatur nur eingeschränkten Erkenntniswert (siehe auch unsere Vorbemerkungen unter Punkt 1.) Eine psychologische Handlungsanalyse fordert eine differenzierte Beschreibung der Person und der situativen Umstände, will sie differenzielle Vorhersagen möglich machen (vgl. dazu auch die Überlegungen von KLUSMANN et al. 1981, p. 204). Der Versuch einer solchen differenzierten Handlungsanalyse wird mit unserem Projekt unternommen (vgl. DALBERT 1982, MONTADA, DALBERT & SCHMITT 1982, SCHMITT et al. 1982).

LITERATUR

- ADAMS, B.N. 1967. Occupational position, mobility, and the kin of orientation. *American Sociological Review* 32, 364-377.
- ADAMS, B.N. 1968. *Kinship in an urban setting*. Chicago: Markham Publishing Company.
- ADAMS, B.N. 1970. Isolation, function, and beyond: American kinship in the 1960s. *Journal of Marriage and the Family* 32, 575-597.
- ALDOUS, J. 1967. Intergenerational visiting patterns: Variation in boundary maintenance as an explanation. *Family Process* 6, 235-251.
- ALDOUS, J. & HILL, R. 1965. Social cohesion, lineage type, and intergenerational transmission. *Social Forces* 43, 471-482.
- ARLING, G. 1976. The elderly widow and her family, neighbors, and friends. *Journal of Marriage and the Family* 38, 757-768.
- ATCHLEY, R.C. 1980³. *The social forces in later life*. Belmont, Calif.: Woodsworth Publishing Co.
- BABCHUK, N. 1978. Aging and primary relations. *Aging and Human Development* 9, 137-151.
- BAHR, H.N. & NYE, F.I. 1974. The kinship role in a contemporary community: Perceptions of obligations and sanctions. *Journal of Comparative Family Studies* 5, 17-25.
- BELL, W.G. 1969. *Filial responsibility, social provision and social policy: A study of their relationship*. Brandeis University: Unpublished doctoral dissertation.
- BENGTSON, V.L. & SCHRADER, S.S. 1982. Parent-child-relations: The measurement of inter-generational interaction and affect in old age. In: MANGEN, D.J. & PETERSON, W. (Ed.) *Research instruments in social gerontology*. Minneapolis, Minn.: University of Minnesota Press.
- BLENKER, M. 1965. Social work and family relationships in later life with some thoughts on filial maturity. In: SHANAS, E. & STREIB, G.F. (Ed.) *Social structure and the family: Generational relations*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall. p. 46-59.

- BLUME, O. 1968. Möglichkeiten und Grenzen der Altenhilfe. Tübingen: Mohr.
- BOOTH, A. 1972. Sex and social participation. American Sociological Review 37, 183-192.
- BRACEY, H.E. 1966. In retirement: Pensioners in Great Britain and the United States. Baton Rouge: Louisiana State University Press.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE UND GESUNDHEIT (Ed.) 1980. Anzahl und Situation zu Hause lebender Pflegebedürftiger. Stuttgart: Kohlhammer.
- CHEVAN, A. & KORSON, I.H. 1972. The widowed who live alone: An examination of social and demographic factors. Social Forces 51, 45-53.
- DALBERT, C. 1982. Ein Strukturmodell interpersonaler Verantwortlichkeit erwachsener Töchter ihren Müttern gegenüber. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 6 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 13).
- DINKEL, R. 1944. Attitudes of children toward supporting aged parents. American Sociological Review 9, 370-379.
- DUVAL, E.M. 1971. Aging family members' roles and relationships. Washington, D.C.: White House Conference on Aging (Special Concerns Session on the Older Family).
- ESPENSHADE, T.J. 1977. The value and cost of children. The Bulletin of the Population Reference Bureau, Inc. Washington, D.C., April, 1977.
- GLASSER, P. & GLASSER, L. 1962. Role reversal and conflict between aged persons and their children. Marriage and Family Living 24, 46-51.
- GRAY, R.M. & SMITH, T.C. 1960. Effect of employment on sex differences in attitudes toward the parental family. Marriage and Family Living 22, 36-38.
- HAGESTAD, G.O. 1981. Problems and promises in the social psychology of intergenerational relations. In: FOGEL, R., HATFIELD, E., KIESLER, S. & MARCH, J. (Ed.) Aging: Stability and change in the family. New York: Academic Press. p. 11-46.

- HANSON, S.L. SAUER, W.J. & SEELBACH, W.C. 1978. Racial and cohort variations in filial responsibility norms. Paper presented at the 31st Annual Meetings of the Gerontology Society. Dallas, Texas.
- HAVIGHURST, R.J. 1956. Research memorandum ... In: ANDERSON, J.E. (Ed.) Psychological aspects of aging. Menasha, Wisc.: George Banta Co. p. 294 and p. 296.
- HAWKINSON, W.P. 1965. Wish, expectancy, and practice in the interaction of generations. In: ROSE, A. & PETERSON, W. (Ed.) Older people and their social world. Philadelphia: Davis. p. 181-190.
- HESS, B.B. & WARING, J.M. 1978. Parent and child in later life: Rethinking the relationship. In: LERNER, R.M. & SPANIER, G.B. (Ed.) Child influence on marital and family interaction. New York: Academic Press. p. 241-273.
- HILL, R. 1970. Family development in three generations. Cambridge, Mass.: Schenkman.
- HÖRL, J. & ROSENMAIR, L. 1981. Assistance of the elderly as a common task of the family and the social service organizations. Paper presented at the 12th International Congress of Gerontology. Hamburg, FRG.
- IMLAU, R. & LEITNER, U. 1976. Forschungsbericht über das Unterhaltsrecht und Sozial- und Jugendhilfe. Frankfurt: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge.
- KERCKHOFF, A.C. 1965. Nuclear and extended family relationships: A normative and behavioral analysis. In: SHANAS, E. & STREIB, G.F. (Ed.) Social structure and the family: Generational relations. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall, p. 93-112.
- KLUSMANN, D. 1981. Motives in the formation of multigenerational households. Paper presented at the 12th International Congress of Gerontology. Hamburg, FRG.
- KLUSMANN, D., BRUDER, J., LAUTER, H. & LÜDERS, I. 1981. Beziehungen zwischen Patienten und ihren Familienangehörigen bei chronischen Erkrankungen des höheren Lebensalters. Hamburg: Teilprojekt A16, Sonderforschungsbereich 115 der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

- KÖCKEIS, E. 1970. Familienbeziehungen alter Menschen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 22, 508-527.
- KOMAROVSKY, M. 1956. Continuities in family research: A case study. American Journal of Sociology 62, 42-47.
- KOMAROVSKY, M. 1964. Blue-collar marriage. New York: Random House. KOSA, J., RACHIELE, L. & SCHOMMER, C. 1960. Sharing the home with relatives. Marriage and Family Living 22, 129-131.
- KREBS, J. 1977. Intergenerational transfers and the bureaucracy. In: SHANAS, E. & SUSSMAN, M.B. (Ed.) Family, bureaucracy, and the elderly. Durham, N.C.: Duke University Press. p. 21-34.
- LANDIS, J. 1960. Religiousness, family relationships, and family values in Protestant, Catholic, and Jewish families. Marriage and Family Living 22, 341-348.
- LEE, G.R. 1980. Kinship in the seventies: a decade review of research and theory. Journal of Marriage and the Family 43, 923-934.
- LEICHTER, H. & MITCHELL, W.E. 1967. Kinship and casework. New York: Russell Sage Foundation.
- LIEBERMAN, G.L. 1978. Children of the elderly as natural helpers: Some demographic differences. American Journal of Community Psychology 6, 489-498.
- LIPMAN, A. & LONGINO, C.F.Jr. 1981. Family support networks in two life care communities. Paper presented at the 12th International Congress of Gerontology. Hamburg, FRG.
- LOWENTHAL, M.F., THURNHER, M., CHIRIBOGA, D. and Associates. 1975. Four stages of life. San Francisco: Jossey-Bass.
- McKAIN, W.C.Jr. 1969. Retirement marriage. Storrs, Conn.: University of Connecticut, Agriculture Experiment Station.
- MONTADA, L. 1981. Entwicklung interpersonaler Verantwortlichkeit und interpersonaler Schuld. Projektantrag an die Stiftung Volkswagenwerk. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 1 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 8).

- MONTADA, L., DALBERT, C. & SCHMITT, M. 1982. Interpersonale Verantwortlichkeit erwachsener Töchter ihren Müttern gegenüber: Hypothesen über Zusammenhänge innerhalb der Kernvariablen und zwischen Kernvariablen und Kovariaten. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 8 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 15).
- MUNNICHES, J.M.A. 1977. Linkages of old people with their families and bureaucracy in a welfare state, the Netherlands. In: SHANAS, E. & SUSSMAN, M.B. (Ed.) Family, bureaucracy, and the elderly. Durham, N.C.: Duke University Press. p. 92-116.
- MURRAY, J. 1973. Family structure in the preretirement years. Washington, D.C.: U.S. Department of Health, Education, and Welfare.
- NATIONAL COUNCIL ON THE AGING 1974. The myth and reality of aging in America. Washington, D.C.: National Council on the Aging.
- NEUGARTEN, B. 1975. The future and the young-old. The Gerontologist 15, 4-9.
- PARSONS, T. 1949. The social structure of the family. In: ANSHEN, R. (Ed.) The family: Its function and destiny. New York: Harper. p. 173-201.
- PIOTROWSKI, J. 1977. Old people, bureaucracy, and the family in Poland. In: SHANAS, E. & SUSSMAN, M.B. (Ed.) Family, bureaucracy, and the elderly. Durham, N.C.: Duke University Press. p. 158-171.
- POPE, H. 1964. Economic deprivation and social participation in a group of 'middle class' factory workers. Social Problems 11, p. 290-300.
- REISS, P. 1962. The extended kinship system: Correlates of and attitudes on frequency of interaction. Marriage and Family Living 24, 333-339.
- RILEY, M. & FONER, A. 1968. Aging and Society (Vol. 1). An inventory of research findings. New York: Russel Sage Foundation.
- ROBINS, L.N. & TOMANEC, M. 1962. Closeness to blood relatives outside the immediate family. Marriage and Family Living 24, 340-346.

- ROSENBERG, G.S. 1970. The worker grows old. San Francisco: Jossey Bass.
- ROSENMAYR, L. 1973. Family relations of the elderly. Zeitschrift für Gerontologie 6, 272-283.
- ROSENMAYR, L. 1972. The family - a source of hope for the elderly? In: SHANAS, E. & SUSSMAN, M.B. (Ed.) Family, bureaucracy, and the elderly. Durham, N.C.: Duke University Press. p. 132-157.
- ROSENMAYR, L. & KÖCKEIS, E. 1965. Umwelt und Familie alter Menschen. Neuwied: Luchterhand.
- SANDERS, L.T. & SEELBACH, W.C. 1981. Variations in preferred care alternatives for the elderly: Family versus nonfamily sources. Family Relations 30, 447-451.
- SAUER, W.J., SEELBACH, W.C. & HANSON, S.L. 1978. Rural-urban and cohort differences in filial responsibility norms. Paper presented at the 31st Annual Meetings of the Gerontology Society. Dallas, Texas.
- SCHAIE, K.W. 1965. A general model for the study of developmental problems. Psychological Bulletin 64, 92-107.
- SCHMITT, M., DALBERT, C. & MONTADA, L. 1982. Interpersonale Verantwortlichkeit erwachsener Töchter ihren Müttern gegenüber: Rekrutierung der Ausgangsstichprobe, Erhebungsinstrumente in erster Version und Untersuchungsplan. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 7 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 14).
- SCHORR, A.L. 1960. Filial responsibility in the modern American family. Washington, D.C.: US Department of Health, Education, and Welfare.
- SCHULMAN, N. 1975. Life cycle variation in patterns of close relationships. Journal of Marriage and the Family 37, 813-821.
- SEELBACH, W.C. 1976. Filial responsibility and morale among elderly black and white urbanites: A normative and behavioral analysis. Pennsylvania State University: Unpublished doctoral dissertation.
- SEELBACH, W.C. 1977. Gender differences in expectations for filial responsibility. The Gerontologist 17, 421-425.

- SEELBACH, W.C. 1978. Correlates of aged parents' filial responsibility expectations and realizations. *The Family Coordinator* 4, 341-350.
- SHANAS, E. 1961. *Family relationship of older people*. Chicago: Health Information Foundation.
- SHANAS, E. 1962. *The health of older people: A social survey*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- SHANAS, E. 1967. Family help patterns and social class in three countries. *Journal of Marriage and the Family* 29, 257-266.
- SHANAS, E. 1973. Family-kin networks and aging in cross-cultural perspective. *Journal of Marriage and the Family* 35, 505-511.
- SHANAS, E. 1979. Social myth as hypothesis: The case of the family relations of old people. *The Gerontologist* 19, 3-9.
- SHANAS, E. & STREIB, G. (Ed.) *Social structure and the family: Intergenerational relations*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.
- SHANAS, E. & SUSSMANN, M.B. 1977. Family and bureaucracy: Comparative analyses and problematics. In: SHANAS, E. & SUSSMAN, M.B. (Ed.) *Family, bureaucracy, and the elderly*. Durham, N.C.: Duke University Press. p. 215-225.
- SHANAS, E., TOWNSEND, P., WEDDERBURN, D., FRIIS, H., MILHOJ, P. & STEHOUWER, J. 1968. *Old people in three industrial societies*. New York: Atherton Press.
- SMITH, H.E. 1965. Family interaction patterns of the aged: A review. In: ROSE, A. & PETERSON, W. (Ed.) *Older people and their social worlds*. Philadelphia: Davis. p. 141-161.
- STATISTISCHES BUNDESAMT 1975. *Statistische Umschau: Bevölkerung. Wirtschaft und Statistik* 10, 670-674.
- STEOUWER, J. 1965. Relations between generations and the three-generation household in Denmark. In: SHANAS, E. & STREIB, G. (Ed.) *Social structure and the family*. Englewoold Cliffs, N.J.: Prentice-Hall. p. 142-162.
- STREIB, G.F. 1965. Intergenerational relations: Perspectives of the two generations on the older parents. *Journal of Marriage and the Family* 27, 469-476.

- STREIB, G.F. 1972. Older families and their troubles: Familial and social responses. *The Family Coordinator* 21, 5-19.
- STREIB, G.F. & BECK, R.W. 1980. Older families: A decade review. *Journal of Marriage and the Family* 42, 937-956.
- STREIB, G.F. & SCHNEIDER, C.J. 1971. *Retirement in American Society*. Ithaca, N.Y.: Cornell University Press.
- STREIB, G.F. & THOMPSON, W.E. 1969. The older person in a family context. In: TIBBITTS, C. (Ed.) *Handbook of social gerontology*. Chicago: The University of Chicago Press. p. 447-488.
- SUSSMAN, M.B. 1970. Family relations and the aged. In: HOFFMANN, A. (Ed.) *The daily needs and interests of older people*. Springfield, Ill.: Thomas. p. 300-324.
- SUSSMAN, M.B. 1976. The family life of old people. In: BINSTOCK, R.N. & SHANAS, E. (Ed.) *Handbook of aging and the social sciences*. New York: Van Nostrand Reinhold. p. 218-243.
- SUSSMAN, M.B. 1977. Family, bureaucracy, and the elderly individual: An organizational/linkage perspective. In: SHANAS, E. & SUSSMAN, M.B. (Ed.) *Family, bureaucracy, and the elderly*. Durham, N.C.: Duke University Press. p. 2-20.
- SUSSMAN, M.B. & BURCHINAL, L. 1962. Parental aid to married children: Implications for family functioning. *Marriage and Family Living* 24, 320-332.
- TOWNSEND, P. 1957. *The family life of old people: An inquiry in East London*. Glencoe, Ill.: The Free Press.
- TOWNSEND, P. 1968. The structure of the family. In: SHANAS, E. et al. (Ed.) *Old people in three industrial societies*. New York: Atherton Press. p. 132-176.
- TROLL, L.E. 1971. The family of later life: A decade review. *Journal of Marriage and the Family* 33, 263-290.
- TROLL, L.E. 1975. *Early and middle adulthood*. Monterey, CA.: Brooks/Cole.
- TROLL, L.E. & BENGTSON, V.L. 1979. Generations in the family. In: BURR, W.R., HILL, R., NYE, F.I. & REISS, I.L. (Ed.) *Contemporary theories about the family (Vol. 1)*. New York: Wadsworth Publishing Co. p. 127-161.

- TROLL, L.E., MILLER, S.J. & ATCHLEY, R.C. 1979. Families in later life. Belmont, CA.: Wadsworth Publishing Company.
- WAKE, S.B. & SPORAKOWSKI, M.J. 1972. Intergenerational comparison of attitudes toward supporting aged parents. Journal of Marriage and the Family 34, 42-48.
- WATSON, J.A. & KIVETT, V.R. 1976. Influences on the life satisfaction of older fathers. The Family Coordinator 25, 482-488.
- WILLMOTT, P. & YOUNG, M. 1960. Family and class in a London suburb. London: Routledge and Kegan Paul.
- WINCH, R.F. 1977. Familial organizations: A quest for determinants. New York: The Free Press.
- YANKELOVICH, SKELLY & WHITE (Inc.) 1977. Raising children in a changing society. Minneapolis, Minn.: General Mills.

Bisher erschienene Arbeiten dieser Reihe

- MONTADA, L. 1978. Schuld als Schicksal? Zur Psychologie des Erlebens moralischer Verantwortung. Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 1.
- DOENGES, D. 1978. Die Fähigkeitskonzeption der Persönlichkeit und ihre Bedeutung für die Moralerziehung. Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 2.
- MONTADA, L. 1978. Moralerziehung und die Konsistenzproblematik in der Differentiellen Psychologie. Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr.3.
- MONTADA, L. 1980. Spannungen zwischen formellen und informellen Ordnungen. Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 4.
- DALBERT, C. 1980. Verantwortlichkeit und Handeln. Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 5.
- SCHMITT, M. 1980. Person, Situation oder Interaktion? Eine zeitlose Streitfrage diskutiert aus der Sicht der Gerechtigkeitsforschung. Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 6.
- SCHMITT, M. & MONTADA, L. 1981. Entscheidungsgegenstand, Sozialkontext und Verfahrensregel als Determinanten des Gerechtigkeitsurteils. Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 7.
- MONTADA, L. 1981. Entwicklung interpersonaler Verantwortlichkeit und interpersonaler Schuld. Projektantrag an die Stiftung Volkswagenwerk. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 1 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 8).
- SCHMITT, M. 1982. Empathie: Konzepte, Entwicklung, Quantifizierung. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 2 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 9).
- DALBERT, C. 1982. Der Glaube an eine gerechte Welt: Zur Güte einer deutschen Version der Skala von RUBIN und PEPLAU. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 3 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 10).

- SCHMITT, M. 1982. Zur Erfassung des moralischen Urteils: Zwei standardisierte objektive Verfahren im Vergleich. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 4 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 11).
- SCHMITT, M. 1982. Über die Angemessenheit verschiedener AnalyseModelle zur Prüfung dreier Typen von Hypothesen über multivariate Zusammenhänge in Handlungsmodellen. Trier: P.I.V.Bericht Nr. 5 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 12).
- DALBERT, C. 1982. Ein Strukturmodell interpersonaler Verantwortlichkeit erwachsener Töchter ihren Müttern gegenüber. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 6 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 13).
- SCHMITT, M., DALBERT, C. & MONTADA, L. 1982. Interpersonale Verantwortlichkeit erwachsener Töchter ihren Müttern gegenüber: Rekrutierung der Ausgangsstichprobe, Erhebungsinstrumente in erster Version und Untersuchungsplan. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 7 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 14).
- MONTADA, L., DALBERT, C. & SCHMITT, M. 1982. Interpersonale Verantwortlichkeit erwachsener Töchter ihren Müttern gegenüber: Hypothesen über Zusammenhänge innerhalb der Kernvariablen und zwischen Kernvariablen und Kovariaten. Trier: P.I.V.Bericht Nr. 8 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 15).
- DALBERT, C., SCHMITT, M. & MONTADA, L. 1982. Überlegungen zu Möglichkeiten der Erfassung von Schuldkognitionen und Schuldgefühlen. Trier: P.I.V.-Bericht Nr. 9 (= Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 16).

Andernorts publizierte Arbeiten aus dieser Arbeitsgruppe

- MONTADA, L. 1977. Moralisches Verhalten: In: HERRMANN, T., HOFSTÄTTER, P.R., HUBER, H. & WEINERT, F.E. (Ed.) Handbuch psychologischer Grundbegriffe. München: Kösel. p. 289 - 296.
- MONTADA, L. 1980. Gerechtigkeit im Wandel der Entwicklung. In: MIKULA, G. (Ed.) Gerechtigkeit und soziale Interaktion. Bern: Huber. p. 301 - 329.
- MONTADA, L. 1980. Moralische Kompetenz: Aufbau und Aktualisierung. In: ECKENSBERGER, L.H. & SILBEREISEN, R.K. (Ed.) Entwicklung sozialer Kognitionen: Modelle, Theorien, Methoden, Anwendungen. Stuttgart: Klett-Cotta. p. 237 - 256.
- MONTADA, L. 1981. Gedanken zur Psychologie moralischer Verantwortung. In: ZSIFKOVITS, V. & WEILER, R. (Ed.) Erfahrungsbezogene Ethik. Berlin: Duncker & Humblot. p. 67 - 88.
- SCHMITT, M. & MONTADA, L. 1982. Determinanten erlebter Gerechtigkeit. Zeitschrift für Sozialpsychologie 13, 32 - 44.
- DAHL, U., MONTADA, L. & SCHMITT, M. 1982. Hilfsbereitschaft als Personmerkmal. Trierer Psychologische Berichte, Band 9, Heft 8.
- DALBERT, C. & MONTADA, L. 1982. Vorurteile und Gerechtigkeit in der Beurteilung von Straftaten. Eine Untersuchung zur Verantwortlichkeitsattribution. Trierer Psychologische Berichte, Band 9, Heft 9.
- MONTADA, L. 1982. Entwicklung moralischer Urteilsstrukturen und Aufbau von Werthaltungen. In: OERTER, R., MONTADA, L. u.a. Entwicklungspsychologie. München: Urban & Schwarzenberg. p. 633 - 673.
- MONTADA, L. 1983. Voreingenommenheiten im Urteilen über Schuld und Verantwortlichkeit. In: MONTADA, L., REUSSER, K. & STEINER, G. (Ed.) Kognition und Handeln. Stuttgart: Klett-Cotta. (im Druck)

ANHANG

Wohnsituation

Respondents' living arrangements, by sex (BELL 1969, p. 110)

Proximity of nearest child outside household to parents (BELL 1969, p. 115)

Reciprocity in provision of a home between a child and parents (BELL 1969, p. 145)

Selected parental factors related to provision of a home by a child (BELL 1969, p. 149)

Living arrangements of the (non-institutionalized) Austrian elderly (people sixty and over) by age and sex (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 1)

Proximity of nearest child by size of community, persons sixty and over (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 2)

Event and circumstances leading to the decision to form a multigenerational household (KLUSMANN 1981, p. 7)

Gründe für das Zusammenziehen: Familien, die vor der Bildung des gemeinsamen Haushalts länger als drei Jahre getrennt gelebt haben (KLUSMANN et al. 1982, p. 189)

Gründe für das Zusammenziehen bei Elternpersonen, die zum Zeitpunkt des Entschlusses nicht hätten allein für sich sorgen können (KLUSMANN et al. 1982, p. 189)

Merkmale der Betreuung und rückblickende Bewertung der Entscheidung zum Zusammenleben (KLUSMANN et al. 1982, p. 214)

Rückblickende Bewertung des Entschlusses zum Zusammenziehen und Erwartung an die eigenen Kinder (KLUSMANN et al. 1982, p. 219)

Die Haushaltsgemeinschaft bejahrter Personen mit ihren Kindern (KÖCKEIS 1970, p. 513)

Die Haushaltsgemeinschaften Bejahrter mit ihren Kindern unter Berücksichtigung des Familienstandes beider Generationen (KÖCKEIS 1970, p. 515)

Where the elderly wish to move in case of emergency (KREBS 1977, p. 23)

Preferred location of residence for kin by family cycle phase and ethnicity and actual residence of kin (REISS 1962, p. 338)

The structure of three-generation households by marital status of adult members (ROSENMAYR 1977, p. 133)

Old persons living in a common household with children (ROSENMAYR 1977, p. 137)

Preferred living arrangement of people over sixty if move necessary (ROSENMAYR 1977, p. 137)

The proximity of persons aged thirty or more to older relatives (ROSENMAYR 1977, p. 138)

The proximity of persons to older relatives according to size of community (ROSENMAYR 1977, p. 138)

Percentage of aged living with children (SCHORR 1960, p. 20)

Places where physically dependent old people should live when they do not wish to live alone, by gender (SEELBACH 1977, p. 423)

Proportion of married persons aged 65 and over in each type of living arrangement by social class (SHANAS 1967, p. 261)

Proportion of unmarried persons aged 65 and over in each type of living arrangement by social class (SHANAS 1967, p. 262)

Proximity of nearest child of persons aged 65 and over by social class (SHANAS 1967, p. 263)

Bevölkerung in Ein- und Mehrpersonenhaushalten sowie in Anstalten nach Altersgruppen STATISTISCHES BUNDESAMT, p. 671)

Haushaltsmitglieder in Privathaushalten im Alter von 45 und mehr Jahren nach Haushaltszusammensetzung (STATISTISCHES BUNDESAMT, p. 671)

Family living arrangements of older people: United States, 1962 (STEHOUWER 1965, p. 146)

Proximity of older people to their nearest child (people with living children): United States, 1962 (STEHOUWER 1965, p. 147)

Percent of elderly men and women in various living arrangements, 1970 (SUSSMAN 1976, p. 221)

Besuche und Kontakte

Frequency of interaction with parents by sex of the young adult, controlling residential distance (ADAMS 1968, p. 38)

Frequency of interaction with parents, and a comparison of proximity and interaction frequency, according to the sex and occupational stratum and mobility of the young adults (ADAMS 1968, p. 44)

Frequency of communication between young adults and their parents by sex, occupational stratum and mobility, and residential distance (ADAMS 1968, p. 47)

Frequency of the most frequent form of contact - whether face-to-face, by mail, or by telephone - between young adults and their parents, by residential distance (ADAMS 1968, p. 48)

Frequency of occurrence of the contact type in young adult-parent relations during the past two years (ADAMS 1968, p. 53)

The patterned engagement of young adults and their parents in the contact types during the past two years, according to the sex and occupational stratum and mobility of the young adults (ADAMS 1968, p. 57)

Expression of closeness to and frequency of interaction with parents, according to the parents residential location (ADAMS 1968, p. 73)

Expression of affectional closeness, and value consensus, and frequency of the most frequent form of contact - face-to-face, telephone, or letter - with parents who live outside Greensboro, according to the sex of the young adult (ADAMS 1968, p. 75)

Expression of closeness to parents in relation to enjoyment of and obligation to them, as important reasons for keeping in touch with them, according to whether the parents live in Greensboro or elsewhere (ADAMS 1968, p. 82)

The patterned engagement of young adults and their parents in the contact types during the past two years, according to sex and to the marital status of the parents (ADAMS 1968, p. 85)

Expression of enjoyment of and obligation to parents, or to a widowed mother, as important reasons for keeping in touch and change in feelings of closeness to a widow or to the mother when the father is living, according to the sex of the young adult (ADAMS 1968, p. 87)

Most recent contact between a local child and his parents (BELL 1969, Tab. 20, p. 120)

Recency of mail and telephone contact between any non-local child and his parents (BELL 1969, p. 124)

Recency of visit between any non-local child and his parents (BELL 1969, p. 125)

Frequency of visits from adult children and to adult children by aged parents (HAWKINSON 1965, p. 184)

Frequency of written letters from adult children and to adult children by aged parents (HAWKINSON 1965, p. 185)

Responses to "expect more" and "wish more" visits from adult children by aged parents (HAWKINSON 1965, p. 185)

Intergenerational visiting according to gender (HILL 1970, p. 62)

Child visiting parent(s), by proximity of nearest child (persons sixty and over who have children) (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 3a)

More visiting requested (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 3b)

Ausmaß der Familienkontakte bejahrter Personen, die nicht in Haushaltsgemeinschaften mit einem Kind wohnen (KÖCKEIS 1970, p. 519)

Frequency of interaction with kin by family cycle and ethnicity of respondents (REISS 1962, p. 334)

Frequency of interaction by type of relationship (REISS 1962, p. 335)

Frequency of interaction by residence of kin (REISS 1962, p. 335)

Relationship in which interaction is at least monthly by type of relationship and residence of kin (REISS 1962, p. 336)

Responses of parents and children to question: "How much would you like to be in touch with your parents (your children) more than you are these days?" (STREIB 1965, p. 471)

Unspezifizierte Hilfeleistungen

Regular help from any local child reported by parents (BELL 1969, p. 136)

Reciprocity of help between at least one child and parents (BELL 1969, p. 138)

Reciprocity of help between parent and child, by sex of child (BELL 1969, p. 141)

Selected parental factors related to regular help from at least one local child (BELL 1969, p. 143)

Provision of emotional support by child to parents (BELL 1969, p. 170)

Reciprocity in personal maintenance services between a child and parents (BELL 1969, p. 172)

Selected parental factors statistically significant in help from child to parent (BELL 1969, p. 174)

Five types of mutual aid between a child and parents (BELL 1969, p. 175)

Differential forms of assistance to parents from three informal sources of aid (BELL 1969, p. 177)

Summary of levels of statistical significance for selected parental factors in help from child to parent, Erie County sample (BELL 1969, p. 187)

Responses to assistance in decision regarding present living arrangements by aged parents (HAWKINSON 1965, p. 189)

Help source sought or source family would seek regarding family or personal problems (HILL 1970, p. 64)

Comparison of help instances given to help instances received by generation and by various sources over a year's period (HILL 1970, p. 66)

Comparison of help received and help given by generation for chief problem areas (HILL 1970, p. 67)

Exchange of help between private households and person sixty and over:
Households "receiving help" with household affairs from person(s) sixty and over (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 4a)

Household "giving (unspecified) help" to person(s) sixty and over (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 4b)

Elderly "receiving help" from different sources (kin and non-kin but excluding spouse) (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 4c)

Elderly who have children "giving help" to child(ren) (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 4d)

Feelings of burden, expressed by household giving aid to older persons, according to usage of home-help service (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 8)

Verzichte und Einschränkungen für Pflegepersonen (KLUSMANN et al. 1981, p. 97)

Spannungen: Anteil der Zustimmung (KLUSMANN et al. 1981, p. 103)

Spannungen, die den (Ehe)partner der Betreuenden einbeziehen (KLUSMANN et al. 1981, p. 110)

Spannungen, die Enkelkinder einbeziehen (KLUSMANN et al. 1981, p. 110)

Mean number of primary relations providing regular support to formerly married women by number of children in midwestern life care communities (LIPMAN & LONGINO 1981, Tab. 3)

Mean number of primary relations providing regular support to married women by number of children in midwestern life care communities (LIPMAN & LONGINO 1981, Tab. 4)

Mean number of primary relations providing regular support to women with no living children by marital status in midwestern life care communities (LIPMAN & LONGINO 1981, Tab. 5)

Household help given by children or children in law to older people who live apart from children (ROSENMAYR 1977, p. 140)

Percentage of respondents reporting assistance from various sources in selected activities (SEELBACH 1976, p. 99)

Percentage distribution of realized filial support by significant independent variables (SEELBACH 1976, p. 102)

Zero-order associations between levels of realized filial responsibility and eleven independent variables (SEELBACH 1976, p. 105)

Percentage distribution of congruence types by significant independent variables (SEELBACH 1976, p. 115)

Zero-order associations between congruence types and eleven independent variables (SEELBACH 1976, p. 119)

Responses to the question of whether an important reason for having children is to insure one's support and care in old age, by gender (SEELBACH 1977, p. 423)

Percentage distribution of normative types by significant independent variables (SEELBACH 1978, p. 345)

Proportion of persons aged 65 and over giving help to children or receiving help from children during past month by social class (SHANAS 1967, p. 264)

Comparison of the exchange of goods and services between retired parents and their adult children (STREIB 1965, p. 472)

Spezifische Hilfeleistungen: Finanzielle Unterstützung

Sources of respondents' income (BELL 1969, p. 151)

Reciprocity in financial assistance between a child and parents (BELL 1969, p. 153)

Selected parental factors related to provision of financial aid by a child (BELL 1969, p. 157)

Responses to "willingness of their children to assume responsibility for care", as expressed by the aged parents (HAWKINSON 1965, p. 186)

Beliefs of their children's ability to provide financial support as expressed by the aged parents (HAWKINSON 1965, p. 186)

Sources that should provide general financial support, as expressed by aged parents (HAWKINSON 1965, p. 187)

Financial support received and given by persons sixty and over (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 6)

Sources that should support financially dependent old people, by gender
(SEELBACH 1977, p. 423)

Wohnbevölkerung nach Altersgruppen und überwiegendem Lebensunterhalt
(STATISTISCHES BUNDESAMT, p. 674)

Financial relations as reported by retired parents and their adult children
(STREIB 1965, p. 474)

Offering of financial aid by adult children according to the testimony of
the parents (STREIB 1965, p. 474)

Financial relations between retired parents and adult children as reported
by children (STREIB 1965, p. 474)

Children's responsibility for financial assistance (STREIB & THOMPSON
19695, p. 480)

Responsibility for provision for older person (STREIB & THOMPSON
19695, p. 480)

Spezifische Hilfeleistungen: Pflege im Krankheitsfall

Reciprocity of care during illness between a child and parents (BELL 1969,
p. 162)

Parents' preferred sources of help if taken ill suddenly (BELL 1969, p.
165)

Selected parental factors related to provision of care during illness at
home by a child (BELL 1969, p. 168)

Sources that should provide emergency medical aid, as expressed by aged
parents (HAWKINSON 1965, p. 187)

Nursing expectations in case of illness no longer than one week, unmarried women aged 75 and over, living alone, according to proximity of nearest child (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 7a)

Nursing expectations in case of illness no longer than one week, married men aged 75 and over, living with spouse only, according to proximity of nearest child (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 7b)

Nursing expectations in case of longer illness, unmarried women aged 75 and over, living alone according to proximity of nearest child (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 7c)

Nursing expectations in case of longer illness, married men aged 75 and over, living with spouse only, according to proximity of nearest child (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 7d)

Nursing expectations in case of long-term care, unmarried women, aged 75 and over, living alone, according to proximity of nearest child (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 7e)

Nursing expectations in case of long-term care, married men, aged 75 and over, living with spouse only, according to proximity of nearest child (HÖRL & ROSENMAYR 1981, Tab. 7f)

Nursing expectations of elderly males according to residential location (ROSENMAYR 1977, p. 141)

Nursing expectations of elderly females according to residential location (ROSENMAYR 1977, p. 141)

Mean ages of respondents preferring various care alternatives for the elderly (SANDERS & SEELBACH 1981, p. 449)

Percentage preferring family as sources of care for the elderly by selected independent variables (SANDERS & SEELBACH 1981, p. 449)

Bereichsübergreifende Einstellungen, Normen, Erwartungen

Congruity of parental attitudes with reported behavior of child (BELL 1969, p. 179)

Opinionaire scores and critical ratios for catholic and protestant college students according to sex and residence (DINKEL 1944, p. 373)

Opinionaire scores and critical ratios for rural and urban residents according to sex, religion, and educational status (DINKEL 1944, p. 373)

Percentage of students by religion and residence agreeing with several general statements of obligation of children to support parents (DINKEL 1944, p. 376)

Percentage of students checking each of five positive-specific statements according to religion and residence (DINKEL 1944, p. 377)

Percentage of students checking each of six negativ-specific statements according to religion and residence (DINKEL 1944, p. 378)

Percent endorsing five filial responsibility norms by race and cohort (HANSON et al. 1978, Tab. 1)

Einstellung zur Familienpflege (KLUSMANN et al. 1981, p. 344, 345 (Tab. C22 - C28))

Demographic differences in response to appropriateness of behavior related to parental aging (LIEBERMANN 1978, p. 494)

Percent of respondents endorsing five filial responsibility norms by residence (SAUER et al. 1978, Tab. 1)

Percent of respondents endorsing five filial responsibility norms by residence and age (SAUER et al. 1978, Tab. 2)

Percentage distribution of normative types by significant independent variables (SEELBACH 1976, p. 75)

Zero-order association between types of normative expectation and eleven major independent variables (SEELBACH 1976, p. 78)

Expectations of parents from adult children (STREIB & THOMPSON 19695, P. 478)

Parental norms concerning achievement, contact, and living arrangements (STREIB & THOMPSON 19695, p. 478)

Generational differences in filial responsibility scores (WAKE & SPORAKOWSKI 1972, p. 45)

Filial responsibility and religious affiliation (WAKE & SPORAKOWSKI 1972, p. 46)